
Buchbesprechungen

Hande Birkalan-Gedik/Cristiane Cantauw/Jan Carstensen/Friedemann Schmoll/Elisabeth Timm (Hrsg.)

Detmold, September 1969. Die Arbeitstagung der dgv im Rückblick. International and comparative perspectives on the worlds and words of Volkskunde. Münster, New York: Waxmann 2021, 274 S. (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 131). ISBN 978-3-8309-4375-4.

Dieses Buch habe ich mit „heißen Ohren“ gelesen – bin ich doch von Marburg aus selbst aktiv dabei gewesen. Erwähnt wird mehrfach das Marburger „Volkskunde-Forum“ (S. 38), aber im Gegensatz zu den Tübinger Vorreitern für die Erneuerung des Faches gab es in Marburg keinen koordinierten Diskurs. Deutlich wird, dass es in der Volkskunde 1969 einen produktiven Reformschub gab, im Gegensatz zu den Turbulenzen in anderen Fächern (S. 79). *Elisabeth Timm* beschreibt den Weg vom „Würzburger Flugblatt“ der Tübinger von 1967 nach Detmold (S. 33). Ausführlich wird die Geschichte der internen Vorbereitung dargestellt (*Silke Göttisch-Elten*, S. 21f.). Erinnert wird an das „völkische Engagement“ mancher Fachvertreter, das zum Hintergrundmotiv der Reformbestrebungen gehört (Timm, S. 43; nicht ausgewertet wird dabei der Band: *Völkische Wissenschaft*, 1994). Elisabeth Timm hat dankenswerterweise auch ausführlich zur Biographie von Heilfurth und seiner NS-Vergangenheit recherchiert (so deutlich hatte ich sie in meiner Zeit in Marburg nie vor Augen). Wie in seiner Gegenwart die Kontakte zu osteuropäischen und DDR-Volkskundlern im damaligen „Kalten Krieg“ mit der politisch gewollten Zurückdrängung des historischen Materialismus in der Volkskunde verbunden waren, wird nur mit einem Hinweis auf den Aufsatz von Karl Braun von 2015 erwähnt (S. 62). Er übernahm die Vokabel „Volksforschung“ für das Marburger „Institut für mitteleuropäische Volksforschung“ von Heinz Maus, dessen Vorschlag zur Neuorientierung (nie Abschaffung) der Volkskunde mehrfach erwähnt wird.

Die in Detmold erkennbare Kluft zwischen Universitäts- und Museumsvolkskunde (S. 58) war für mich damals nicht so deutlich, weil ich schon im Museum gearbeitet hatte und mit der „Sachforschung“ dank Wolfgang Jacobeit und Ingeborg Weber-Kellermann vertraut war. *Heinrich Stiewe* erwähnt, dass sich die gleichzeitig stattfindende Jahrestagung des Arbeitskreises für deutsche Hausforschung anschloss an das Thema „Probleme und Techniken volkskundlicher Dokumentation“, den Titel der Tagung der dgv. *Jan Carstensen* erinnert daran, dass die Verbindung zwischen den Teilen des Faches nicht endgültig zerrissen ist. Er plädiert für die „Deutsche Gesellschaft für Alltagskultur“ als Teil der Fachbenennung (S. 189).

Studierende und Assistenten (Tübinger, Frankfurter, Marburger – in dieser Reihenfolge) forderten 1969 neue fachliche Herangehensweisen. Das Tübinger „Vorbereitungskollektiv“ hat Thesen in einer einwöchigen Intensivklausur erarbeitet. So etwas wäre in Marburg unmöglich gewesen – es gab dort kein „Kollektiv“. Die empfohlenen empirisch-historischen Herangehensweisen wurden nicht immer akzeptiert. Mathilde Hain etwa wandte sich gegen den „modernen Klassenkampf“ (S. 73). Ein Brief von Richard Wolfram (Wien) informiert über seine Versuche des „Kopfwaschens“ seiner Studierenden, die in Detmold dabei waren.

Am Donnerstag, den 25. September, kam es in der MV zu jener Szene, die mir immer noch präsent ist (S. 95–97): Weil ihre Resolution nicht verlesen wurde, besetzte eine Gruppe von Studierenden und Assistenten das Podium und rezitierte sie im Chor (so im Protokoll, S. 97). Zu diesem Ereignis berichtete die Lippische Rundschau am 30. September: „Unter ermunterndem Lächeln eines progressiven Professors versuchte ein revolutionäres Häuflein(,) sich wie ein Männergesangverein auf dem Rednerpodium aufzubauen(,) und verließ empört im Gänsemarsch den Saal, als das Auditorium nicht geneigt war, dieser Zirkusvorstellung Beachtung zu schenken“ (S. 100). Das Protokoll berichtet, dass die Resolution in dem „Protestgeheul der MV und schließlich in einem von der MV durchgehaltenen Dauersumnton untergeht“. Aber sie ist in der Welt.

Heilfurth hielt seine Abschiedsrede, Wiegelmann wurde neuer Vorsitzender der dgV. Heilfurth war der einzige Fachvertreter, der persönlich zur Rede gestellt wurde. Er bedankte sich ohne Ressentiment bei den Studierenden. Ich selbst habe ihn in seiner moderierenden Rolle damals und später leider nicht genügend würdigen können.

Mein Vortrag (über den dann später in der Zeitschrift für Volkskunde diskutiert wurde) war weniger geprägt von den Tübinger Diskussionen als von den Erfahrungen im Marburger gesellschaftswissenschaftlichen Studium (Abendroth, Maus). Ingeborg Weber-Kellermann hatte als Dekanin die Integration der Mitteleuropäischen Volksforschung in den bei der Auflösung der Geisteswissenschaftlichen Fakultät neu gegründeten Fachbereich Gesellschaftswissenschaften betrieben – auch eine „Teilgeschichte“ des Faches, die aufgearbeitet werden musste. Sie griff die Reformfrage in einer Diskussion auf und forderte laut Tonbandprotokoll eine tiefgehende Auseinandersetzung mit der Kritik von Martin Scharfe. „Am Ende ihres Wortbeitrags stellt sie die Eigenständigkeit der Volkskunde zur Diskussion: ‚Ist die Volkskunde als einzelnes Fach wirklich noch in Zukunft daseinsberechtigt?‘“ (S. 148). Das wurde nicht aufgegriffen.

Ein Tagungsband zu Detmold ist nie erschienen. Es folgte die Falkensteiner Arbeitstagung im September 1970 mit einer die Fachbezeichnung offenlassenden Resolution. In ihr erkennt Elisabeth Timm die „poststrukturalistische Öffnung des Wissens und Denkens“, die sich dann ab den 1980er-Jahren durchsetzt. *Bärbel Kerkhoff-Hader* war inhaltlich wenig beeindruckt von manchen Themen der Detmolder Konferenz. „Offen für neomarxistische ‚rote‘ Ideen, der Frankfurter Schule nahe ste-

hend, rhetorisch geschult und argumentativ gut vorbereitet, forderte eine Gruppe von Assistenten, Doktoranden und im Studium Fortgeschrittenen aus Tübingen, Frankfurt und Marburg Veränderung“ (S. 156). So lenkt man durch Vorurteile schürende Zuschreibungen ab von dem Versuch, das Verständnis des Faches zu erneuern. Und sie resümiert abschließend: „Die Zeit des von neomarxistischen Ideen erfüllten Aktionismus war vorbei. Es war viel erreicht. Fast ausnahmslos arrivierte man in der Wissenschaft, und das Fach positionierte sich in den folgenden Jahren problem- und gegenwartsorientiert mit pluralistischen Forschungsfeldern“ (S. 161).

Der Hausforscher *Heinrich Stiewe* schreibt: Nach 1969 „verabschiedete sich die universitäre Volkskunde von ihrem traditionellen Kanon und entwickelte sich sukzessive zu der von den Tübinger Kritikern geforderten ‚kritischen Sozialwissenschaft‘ oder ‚Empirischen Kulturwissenschaft‘ mit Schwerpunkt auf gegenwartsnahen Forschungsfeldern“ (S. 122). Erst mit Gottfried Korff und Gudrun König entdeckte sie auch die materiellen Dimensionen wieder. Aber die intensivere Beschäftigung mit der älteren Geschichte des kulturellen und sozialen Lebens wird nicht gepflegt.

Nicht erinnert wird in dem Band daran, dass sich in den folgenden Jahren „Kulturwissenschaften“ neu aus allen möglichen, vor allem literaturwissenschaftlichen und soziologischen (sozialwissenschaftlichen) Feldern entwickelten. Sie brauchten von Volkskunde oder Europäischer Ethnologie keine Kenntnis zu nehmen (z. B. Nünning/Nünning: Einführung in die Kulturwissenschaften, 2008, oder das dreibändige Handbuch der Kulturwissenschaften von 2004 – in ihm sind bescheidene Ausnahmen die Beiträge von Schiffauer, Lindner und Kaschuba).

Zitiert wird Martin Scharfe: Er schlägt vor, „das ‚unverwechselbare Design‘ einer Kulturwissenschaft zu fördern, in deren Zentrum ‚Kulturgebärde‘ und ‚Kulturgebilde‘ stehen würden, die nun anders als um 1950 zu denken seien, da die Paradigmen von ‚Sozialwissenschaft‘ und ‚Marxismus‘ überwunden seien“ (zit. Kerkhoff-Hader, S. 163). Hat das Zukunft? Das von *Friedemann Schmoll* geleitete Gespräch zwischen Wolfgang Emmerich und Konrad Köstlin vom Oktober 2019 legt den Fokus auf die Fachgeschichte, nicht auf das Thema: Zu welchen gesellschaftlichen Fragen kann die Europäische Ethnologie als spezifische Kulturwissenschaft etwas beitragen? Österreich kommt nur am Rande vor. Köstlin berichtet, wie es fast zufällig zur Benennung des Faches als „Europäische Ethnologie“ kam (S. 174). *Konrad Kuhn* kann nur kurz die außerordentlich interessanten Entwicklungen in der Schweiz erwähnen, wo Rudolf Braun die Abkehr von dem Namen „Volkskunde“ empfohlen hat. *Ingrid Slavec Građišnik* berichtet über Slowenische Kanonkritik (S. 209–227; mit einem Motto von Edward W. Said über das Wandern von Menschen, Ideen und Theorien – es ist das einzige Mal, dass er erwähnt wird und man damit daran erinnert wird, dass bald nach Detmold anderswo Orientalismus-Kritik, *postcolonial* und *subaltern studies* die Forschungswelt durcheinanderwirbelten). *Rob van Ginkel* bezieht sich auf J.J. (Han) Voskuil und seinen Großroman über einen Volkskundler. *John Holmes McDowell* informiert

über Folk, Folklore, Folkloristics, Folklorization. *Dani Schrire* berichtet, anknüpfend an Warnekens „Völkisch nicht beschränkte Volkskunde“ (ZfV 95/1999, S. 169–196) und hinweisend auf die Studie von Utz Jeggle zu den Judendörfern (1969), von der auf Juden bezogenen und von ihnen ausgehenden Wissenschaft.

Leider gibt es kein Personenregister. Elisabeth Timm schließt ihren Beitrag leicht kryptisch: Vielleicht sollte man nach dem protestantischen Detmold „die von Dieter Kramer formulierte, sehr wichtige Frage ‚Wem nützt Volkskunde?‘ mal wieder etwas katholischer erörtern: Nicht, um der Messe wieder auf Latein zu folgen, sondern um die wissenschaftliche Form nicht mehr als irdischen Beweis einer gesellschaftspolitischen Utopie oder einer individuellen Wahrhaftigkeit zu praktizieren, das tut nämlich weder der Wissenschaft, noch den Individuen, noch der Utopie gut“ (S. 103).

Persönliche Nachbemerkung

Mein Vortrag „Wem nützt Volkskunde“ von 1969 ist geprägt von den Erfahrungen in den Marburger Gesellschaftswissenschaften. Ich bin kein Verächter von Empirie, im Gegenteil: Mehr Feldforschung zu den Befindlichkeiten der unterschiedlichen Milieus in unserer Gegenwart, mehr sensible Einblicke in Denken und Fühlen auch der demokratieskeptischen Menschen in den jugendlichen und erwachsenen Milieus von heute, etwa nach dem Vorbild der US-Amerikanerin Arlie Russell Hochschild (*Fremd in ihrem Land*, 2017) und mit der von Bernd Jürgen Warneken empfohlenen Sensibilität wären mir in der Krise der Demokratie wichtig. Dann würde man AfDler und sonstige Rechtskonservative nicht einfach als „Mob“ oder so ähnlich ausgrenzen und abfertigen können, sondern sie als Mitbürger fragen können: Wohin soll es denn mit Euren Ideen gehen?

Für all das passt mir der Name Europäische Ethnologie am besten. Schon lange und aus guten, nie mit Argumenten überzeugend zurückgewiesenen Gründen plädiere ich für die im internationalen Verkehr verständlichere Bezeichnung Europäische Ethnologie, zumal sie vermeidet, eine Vorstellung von einer der Empirischen Soziologie nahen, aber theoriefernen Wissenschaft zu fördern.

Dieter Kramer, Dörscheid

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/01.16>

Sharon Macdonald (Hrsg.)

Doing Diversity in Museums and Heritage. A Berlin Ethnography. Bielefeld:

Transcript 2022, 324 S. ISBN 978-3-8376-6409-6.

Sozialanthropologie und (Empirische) Kulturwissenschaft verstehen sich gerne als „Differenzwissenschaft[en]“ (Werner Schiffauer), deren Kerngeschäft die Analyse von Diversität und (kultureller) Vielfalt ist. Um diesen Kern ist der hier zu bespre-

chende Sammelband angeordnet, den die Berliner Sozialanthropologin Sharon Macdonald herausgegeben hat. Er versammelt 16 Beiträge, die zwischen 2015 und 2020 im Projekt „Making Differences: Transforming Museums and Heritage“ am Berliner „Centre for Anthropological Research on Museums and Heritage“ (CARMAH) entstanden sind. Macdonald hat CARMAH 2015 im Rahmen ihrer Humboldt-Professur gegründet. „Making Differences“ war das Initialprojekt der neu gegründeten Institution, die nach Auslaufen der ersten Förderung nun dem Berliner Hermann von Helmholtz-Zentrum für Kulturtechnik angegliedert ist, das Macdonald inzwischen leitet.

Der Sammelband ist also so etwas wie eine erste Bilanz der Forschungsergebnisse von CARMAH aus der ersten Förderphase. Ihm zugrunde liegt die Annahme, dass Museen und Kulturerbeinstitutionen die Welt kategorisieren, indem sie Sammlungen anlegen, ordnen und in Ausstellungen bestimmte Perspektiven einnehmen und andere ausschließen. Sie etablieren so Unterschiede, die Fakten schaffen. Ihre „acts of differencing“ (S. 16) formieren Selbst- und Fremdbilder. Die Leitfrage des Bandes lautet entsprechend: Wie wird Diversität bzw. Differenz in Museen und beim Umgang mit Kulturerbe diskursiv verhandelt und praktisch hergestellt? Dem titelgebenden „Doing Diversity“ folgend verstehen die 15 Autor*innen des Bandes Diversität praxeologisch als „something that is *done*: that is, it is assembled through specific uses“ (S. 13). Sie sind also losgezogen, um in Berlin mit ethnografischen Fallstudien dieses Machen von Unterschieden ethnografisch zu fassen, oft am Beispiel von Institutionen und Projekten im Werden wie dem inzwischen eröffneten Humboldt Forum.

Gezeigt werden soll so, „how intentions and ambitions may shift or not be met, how particular infrastructures or formats may exert certain shaping effects, and how unexamined assumptions or entangled processes can lead to unanticipated outcomes“ (S. 13). Es geht also darum, die Differenzproduktion in ihrer ganzen Unklarheit und *messiness* zu verstehen und darzustellen. So gesehen erscheint das, was uns als vermeintlich klare Differenzmarkierung in den untersuchten Institutionen und Gruppen begegnet, viel weniger absichtsvoll, sondern oft als kontingenter und zufälliger Aushandlungsprozess. In dieser Hinsicht überzeugt der Band, weil die vielen Fallstudien immer wieder zeigen, wie kontingent und fallspezifisch die Ansätze sind, und wie sehr individuelles Engagement zu Erfolg oder Misserfolg beiträgt. Hier kann die ethnografisch enge Begleitung während der Konzeptionsphasen gute Einblicke in den Maschinenraum der Institutionen und Initiativen geben.

Schön gelingt das etwa in *Christine Gerbichs* Analyse des von ihr durchgeführten Partizipationsformats „Museums-Diwan“ im Museum für Islamische Kunst. Das Projekt sollte der wachsenden Islamfeindlichkeit entgegenwirken und zugleich kritisch „Western epistemological traditions“ dekonstruieren (S. 232), also den spezifisch westlichen Blick auf islamische Kunst infrage stellen. Dafür versuchte es, möglichst vielfältige Gruppen der Stadtgesellschaft zur Mitarbeit zu gewinnen und sie mit den

Kurator*innen zusammenarbeiten zu lassen. Dies stieß immer wieder auf Widerstände. Im Museum gab es zuweilen Vorbehalte gegen die Diwan-Idee: Das Format sei zu zeitintensiv, um es nebenher mitzumachen, es behindere Arbeitsroutinen und habe kaum nachhaltige Effekte. Auch an einer Gruppe von Sozialarbeiter*innen bissen sich die Initiatorinnen die Zähne aus, denen das Museum zu weit weg von ihrer Klientel schien, zu elitär und mit islamischer Kunst jenseits dessen, was die Menschen, mit denen sie zu tun hatten (und sie selbst), interessierte. Derlei Offenheit und kluge Selbstreflexivität prägt viele Beiträge des Bandes, ebenso wie das Engagement etlicher Autor*innen innerhalb der Institutionen oder Gruppen, die sie beschreiben.

Allerdings verwischen dabei die Grenzen zum Aktivismus zuweilen, weshalb die Fallstudien immer wieder starke Setzungen vornehmen, ohne diese zu reflektieren: Gerbich z. B. geht selbstverständlich davon aus, dass wir in einer „postmigrantischen Gesellschaft“ leben, die es nur noch anzuerkennen gelte. Ebenfalls setzt sie voraus, dass mehr Partizipation auf direktem Weg zu „demokratischeren“ Institutionen führe: „organizational learning in the context of museums aims to foster democratization through participation“ (S. 229).

Auch changiert der Diversity-Begriff in den Beiträgen oft zwischen analytischer und normativer Kategorie, also zwischen dem, was man zu beobachten glaubt, und dem, was man für richtig hält. Explizit reflektiert *Sharon Macdonald* diese Differenz in ihrer Analyse der „Berlin Global“-Ausstellung des Humboldt Forums. Eher unterschwellig durchzieht sie *Magdalena Buchczyk*s gelungene Analyse des Museums Europäischer Kulturen. Buchczyk diagnostiziert einen Paradigmenwechsel im Sammlungsansatz weg von einem ‚positivistischen‘ Dokumentieren früherer Lebensweisen und ‚Kulturen‘ hin zu einer stark diversitätsorientierten und interventionistischen Haltung, die in der Sammlung einen „driver of social change through participation, inclusion and stake holder dialogue“ sieht (S. 201). Unklar bleibt, welche Funktion das Streben nach Diversität hier zeitigt und ob es mehr als bloß zeitgeistiges Vokabular ist.

Grundsätzlich liefert der Band einen guten Ein- und Überblick in die Forschungen am CARMAH, die sich zu einem Gutteil um das Humboldt Forum und die Fragen von kolonialem Unrecht und den richtigen Umgang damit drehen. *Larissa Förster* reflektiert über die Begriffe Unrechtskontext und *Human Remains* im deutschen Museumdiskurs. *Margareta von Oswald* berichtet bemerkenswert selbstkritisch von eigenen Kuratierungserfahrungen im Humboldt Lab Dahlem und von den Schwierigkeiten, sich zwischen Kritik an und Komplizenschaft mit der Institution zurechtzufinden. *Nnenna Onuoha* widmet sich der Ausstellung „Unvergleichlich: Kunst aus Afrika im Bode-Museum“, die das Bode-Museum in Kooperation mit dem Ethnologischen Museum Berlin als Kommentar zur Diskussion um das koloniale Erbe im Humboldt Forum ausrichtete. *Duane Jethro* befasst sich mit den Berliner Debatten um fragwürdige

Straßenamen (Mohrenstraße) und *Harriet Marrow* mit der Kolonialismusausstellung (2016/17) im Deutschen Historischen Museum.

Auch im Weiteren surfen die Beiträge hart am Wind der aktuellen politischen Debatten, untersuchen, wie im Naturkundlichen Museum Biodiversität dokumentiert, datafiziert und als Citizen-Science-Projekt aufgesetzt wird (*Chiara Garbellotto* und *Tahani Nadim*), wie migrantische oder Diaspora-Gruppen kulturelle Teilhabe einfordern und umsetzen (*Jonas Tinius, Rikke Gram, Katarzyna Puzon, Nazlı Cabadağ*) oder wie sich der Umgang mit dem Holocaust-Mahnmal durch Social Media verändert, was *Christoph Bareither* mithilfe von Überlegungen zu Emotionspraktiken und Affordanztheorien klug entschlüsselt. Kurzum: Ein Reader, der viel zu bieten hat und die Lektüre lohnt.

Darüber hinaus ist das Buch Produkt einer spezifischen erinnerungspolitischen Lage im Berlin der 2010er-Jahre, in deren Zentrum das koloniale Erbe und die post- oder dekolonialen Umdeutungsversuche stehen, die hier ausführlich dokumentiert werden. NS-Zeit oder jüdisches Erbe spielen hingegen kaum eine Rolle, was mit Blick auf die deutsche Erinnerungskultur signifikant ist, zumal sich rund um die jüdische Gemeinde und das Jüdische Museum in Berlin in den letzten Jahren wilde Szenen abspielten, die viel über andere Formen der Differenzmarkierung erzählen. Hier zeigt sich deutlich eine Verschiebung der Sichtbarkeiten und Forschungsinteressen zumindest der anthropologischen Fächer. Lohnend wäre es gewesen, zumindest ansatzweise in die Debatten um Opferkonkurrenzen zwischen deutsch-jüdischem und kolonialem Erbe einzusteigen oder in die reichlich missglückten Debatten über die neue ICOM-Museumsdefinition, die nicht zuletzt dadurch entstanden, dass die Problembeschreibungen von Universitätsakademiker*innen und Museumsmitarbeiter*innen weit auseinanderlagen.

Thomas Thiemeyer, Tübingen

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/01.17>

Jürgen Bärsch/Christel Köhle-Hezinger/Klaus Raschok (Hrsg.)

Heilige Spiele. Formen und Gestalten des spielerischen Umgangs mit dem Sakralen. Regensburg: Friedrich Pustet 2022, 368 S. ISBN 978-3-7917-3245-9.

Um die kulturwissenschaftliche Auseinandersetzung mit Kirche und Frömmigkeit – noch im späten 20. Jahrhundert einer der Grundpfeiler unseres Fachs – ist es in letzter Zeit stiller geworden, insbesondere, was die historische Perspektive betrifft. Dabei hat der Kulturhistoriker Wolfgang Behringer noch jüngst gezeigt (*Der große Aufbruch. Globalgeschichte der Frühen Neuzeit*, 2023), wie gut sich der Blick auf das Zusammenspiel von Religion und Gesellschaft eignet, gesellschaftliche Prozesse nachzuzeichnen und damit auch neue Perspektiven auf die Gegenwart zu werfen.

Die Herausgeber:innen Jürgen Bärsch, Christel Köhle-Hezinger und Klaus Raschzok knüpfen hier in gewisser Weise an, folgen aber weniger dem Trend zu generalisierenden Darstellungen, sondern bleiben klassisch-volkskundlichen Traditionen auf angenehme Weise verhaftet, indem sie kulturwissenschaftliche mit katholisch-liturgiewissenschaftlichen und evangelisch-theologischen Ansätzen verschränken. Im Fokus stehen im Titel etwas missverständlich als „Heilige Spiele“ bezeichnete Praxen spielerischen – aber eben profanen – Umgangs mit Gottesdienst und Jahreslaufbräuchen. 19 Beiträge spannen dabei einen Bogen von den disziplinären Zugängen der Theologie und der Kulturwissenschaft beziehungsweise Museologie über spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Laienspiele bis zur modernen Performance Art.

Den Reigen eröffnet *Christel Köhle-Hezinger* mit einer Sequenz von Spielszenen seit dem 19. Jahrhundert, die lose aneinandergereiht einen Eindruck vermitteln, wie Taufe, Andacht, Gottesdienst oder auch Beerdigung von Kindern spielerisch begleitet und damit bewältigt wurden. Bei der Lektüre fällt gleich auf, wie stark die Verzahnung von kirchlichen mit profanen Praxen war und heute noch sein kann und wie sehr Sakrales damit auch auf den Alltag auszustrahlen vermag. Zugängen aus der Katholischen Liturgiewissenschaft, vom Theologen *Jürgen Bärsch* auf hohem Niveau gelegt und damit auch unserer Disziplin einmal wieder aktuell zugänglich gemacht, folgt das Pendant seines evangelischen Kollegen *Klaus Raschzok*, der mit seinem Aufsatz „Heilige Spiele. Eine Einführung aus der Perspektive des Faches Praktische Theologie“ deutlich macht, wie sehr auch der Protestantismus das Kirchenjahr praktisch-spielerisch begleitete, wie stark dabei aber die pädagogischen Beweggründe vom reformatorischen Schultheater über das christliche Laienspiel bis zu Chorgesang und Lektüre waren. *Christel Köhle-Hezinger* widmet sich anschließend der volkskundlichen Perspektive, stellt fachhistorische Reflexionen an, berücksichtigt dankenswerterweise auch die jüdische Kultur und weist den Weg zu Gegenwart und Zukunft der Beschäftigung mit dem Thema Spiel. Dabei wird deutlich, wie zeitgemäß und relevant diese Perspektivierung ist. Den musealen Zugang legen anschließend *Melanie Prange* und *Ute Ströbele*, die am Beispiel eines Ausstellungsprojektes des Diözesanmuseums Rottenburg zeigen, wie reich die Objektwelt religiöser Spielzeuge ist, wobei seit dem Ende des 18. Jahrhunderts ein breites Spektrum an religiösen Kinderspielsachen hergestellt, verkauft und praktisch genutzt wurde.

Den hinführenden Beiträgen mit ihren methodischen Reflexionen folgen praktische Beispiele. Den Auftakt macht *Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz* mit ihren Überlegungen zur Anthropologie der Liturgie, die zeigen, dass der Gottesdienst immer auch eine Brücke zu lebensweltlichen Bezügen schlägt. *Christel Köhle-Hezingers* Beitrag „Religion – (k)ein Kinderspiel?“ führt über aktuelle Beispiele und subjektive Erfahrungen zur historischen Perspektive und macht deutlich, dass Pädagogik und Volksaufklärung an der Wende zur Moderne dazu führten, dass man sich auch seitens

der katholischen Kirche und ihrer Funktionsträger von älteren Erziehungsformen, die nun als naiv und überkommen galten, distanzierte. An diese Gedanken knüpft Klaus Raschzok an („Theater und Liturgie zwischen äußerer Differenzierung und innerer Annäherung“). Die reformatorische Bewegung reduzierte das bis dato weit verbreitete geistliche Spiel auf die Kinderkatechese; es kam zu einer Verengung der frei ausgeführten Spiele, an denen ja im Spätmittelalter auch Erwachsene beteiligt waren, auf das lutherische Schultheater, und seit dem 17. Jahrhundert erfolgte der puritanisch-pietistische Sturm auf das aktionsreiche Theater. Mosaikartig verdichten sich die folgenden Beiträge zu einem Bild vor- und frühmoderner Spielpraxen, das durch anschauliche Beispiele erhellt wird. *Johannes Tripps* öffnet ein Kaleidoskop an der spätmittelalterlichen Freude des Inszenierens, wobei die Karwoche den deutlichen Höhepunkt bildete. Jürgen Bärsch beleuchtet barocke Osterfeiern, *Nina Gockerell* konzentriert sich auf innerhalb wie außerhalb der Kirche genutzte Krippen, *Ingeborg* und *Bernhard Rüth* diskutieren die Krippe als Instrument der Brauchpflege und *Paul Post* zeigt am Beispiel des niederländischen Raums, wie groß die Bedeutung des kindlichen Nachspielens der Messe noch bis weit ins 20. Jahrhundert war. Deziert volkskundlich ist dann wieder der Zugang *Christine Akas*, die die reiche Objektausstattung katholischer Haushalte diskutiert und aufzeigt, wie Weihnachten vom Kirchenfest zur Familien- und Geschenkfeier mutierte. Eher skizzenartig sind die Beiträge von *Bernhard Leube* („Otto Riethmüllers Lukaspassion für Sprechchor“), *Alois Döring* („Was ist Nachfolge? Puppenspiel als Vermittlungsmedium heiliger Vorbilder“), *Juliane Stückrad* („Le Sacre du printemps. Zur Theaterethnologie des Sakralen“), *Guido Schlimbach* („Heiliges Spiel. Zeitgenössische Kunst im gottesdienstlichen Kontext“) und *Stephan Winter* („Wolf oder Lamm? Überlegungen zum Verhältnis von Liturgie und Performance Art“).

Was bleibt als Fazit? Den Band habe ich zunächst skeptisch zur Hand genommen, mich aber bald eingelesen und rasch gemerkt, wie wichtig und tragfähig die Brückenfunktion des Spiels für die Vermittlung religiöser Inhalte und lebensweltlicher Bezüge vom späten Mittelalter bis weit ins 19. Jahrhundert hinein war, wie konstant der Wandel auch hier erkennbar ist, wie bestimmend spielerische Praxen für die Lebenswelten der Vormoderne waren und was interdisziplinäre kulturwissenschaftliche Forschung leisten kann. Das liegt gewiss auch an der tiefen Expertise aller Beiträger:innen für ihr Sujet und an der wissenschaftlichen Sorgfalt beim Abfassen der Texte und bei der Redaktion. Und deutlich wird eben auch, dass sich Fest und Alltag kaum trennen ließen, dass Religion dann wirkmächtig ist, wenn sie gespielt wird, also profan rezipiert wird, und dass das Spiel das markanteste Instrument war, um kirchliche Praxen in die Lebenswelten der mittelalterlichen Bevölkerung und später der frühneuzeitlichen Konsumwelt zu transportieren. Eine Formulierung abschließender und verknüpfender Erkenntnisse wie auch eine stärkere Reflexion der Beiträge vor dem Hintergrund aktueller Forschung hätte dem Werk wahrscheinlich

gutgetan. Mich zumindest hätte dies jedoch dazu verleitet, nicht alle Aufsätze dieses überaus gewinnbringenden und lesenswerten Bandes zu studieren.

Gunther Hirschfelder, Regensburg

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/01.18>

Helen Ahner

Planetarien. Wunder der Technik – Techniken des Wunderns. Göttingen: Wallstein Verlag 2023, 368 S. (zgl. Tübingen, Univ., Diss., 2021). ISBN 978-3-8353-5430-2.

Welche Herausforderungen muss eine historische Ethnografie meistern, um keine Historiografie zu sein? Und wie lässt sich über Planetarien aus einer Perspektive der Empirischen Kulturwissenschaft schreiben, die sich insbesondere mit Fragen kollektiv erfahrener Emotionen und individuell erlebbarer Technik befasst? Diesen epistemischen Fragen stellt sich Helen Ahner zu Beginn von „Planetarien“, ein Buch, das auf ihrer Dissertationsschrift an der Universität Tübingen basiert. Das Werk atmet gleichsam den Geist des Tübinger Stadtschlösses. Es verwirklicht das Potenzial, das der Blick durch diese „EKW Brille“ (S. 345) eröffnet. Das Vergangene erscheint durch Ethnografie als dicht beschriebene Gewordenheit. Ahner gelingt das durch Erzählungen von der Atmosphäre halbkugelförmiger Kuppelbauten, in denen Projektoren Sternenhimmel an die Wand werfen, durch Schilderungen von Vorführenden, mit Zeigern ausgestattet, und Zuschauenden, die in Sesseln zurückgelehnt eine Reise in das kosmische Verhältnis des Menschen als Teil von Natur(enKulturen) durch Kulturtechniken der Naturbeobachtung unternehmen. So entsteht, zusätzlich durch das Prisma der Emotionen gebrochen, ein Verständnis von Wundern und Staunen, eine Wirkungsgeschichte von Projektoren. Dabei kommt die zeitgenössische Rezeption zu Wort. Sie reicht von Anthropomorphisierung über Technikbegeisterung bis hin zur Science-Fiction-Reverie.

Das Buch ist in drei große Abschnitte unterteilt. Der erste Teil ethnografiert den Gegenstand selbst und kann als konzise Planetariengeschichte *à jour* gewertet werden, die durch den historisch-anthropologischen Ansatz über die bisher erarbeiteten Ergebnisse renommierter Forschungsprojekte hinausgeht. Darauf aufbauend widmet sich Ahner im zweiten Teil der Technik, insbesondere der Apparatur des Projektors und dem Lichtzeiger. Der dritte Teil des Buches gilt den „Techniken des Wunderns“, schildert sinnliche Wahrnehmung ebenso wie Transzendenzerlebnisse über einen zentralen Begriff der EKW: den der Erfahrung. Dabei leistet die Autorin eine Anbindung der deutschsprachigen EKW an die internationale Kulturanthropologie.

Durch ihre Methodik überschreitet Ahner Formate der Technik-, Emotions- und Wissensgeschichte. Nicht Objekte, sondern Beziehungen zu Objekten und populärkulturelle Reflexion sinnlicher Erfahrung rücken in den Fokus. Denn körperlich erfahren wird im Planetarium die menschliche Sehnsucht nach Wissen und Verstehen.

Der Körper erlaubt Verinnerlichung von Erkenntnis. Die ethnografische „Nähe zum Gegenstand“ (S. 38) stellt sich auch deshalb ein, weil die Forscherin den Blick auf bedeutsame Details im Gewebe von Gewordenheiten lenkt. Kasual vermisst sie die Wahrnehmung über die semiotische Reichweite einzelner Objekte durch Relationierungen und Positionierungen von Akteur:innen.

Über den Vergleich von vier Planetarien in vier Städten, dem bayerischen München, dem thüringischen Jena, dem hanseatisch geprägten Hamburg und dem (post-)imperialen Wien gelingt Ahner auch die historische Situierung ihrer empirischen Tiefenbohrungen. Sie nimmt Lesende auf eine Zeitreise in eine politisch turbulente Ära mit, eine post-imperiale Zeit, die insbesondere auch von Klassen- und Bildungsdifferenzen zerklüftet war: Die 1920er- und 1930er-Jahre in den aus den Friedensverträgen von Versailles und Saint Germain hervorgegangenen Republiken Deutschland und Österreich.

Ahners Quellen – vor allem Zeitungsartikel, aber auch Fotografien – vermitteln anschaulich und lebhaft bedeutungsgeladene Empfindungen von Menschen. Sie machen das Buch zu einer unterhaltsamen Lektüre. Schon von den ersten Zeilen des Buches an verücken diese durch Archivreisen zusammengetragenen Textpassagen. Sie lassen in eine Welt von Gefühlen eintauchen, wo die Erfahrung von Großstadt, Moderne und Technik etwas ausstrahlte, dem Menschen zu einem Teil mit Romantik (Verzauberung), zu einem weiteren mit Witz und Ironie (Abwehr) und nicht zuletzt auch mit Schock (Ernüchterung) begegneten. Das Planetarium wird zu einem spekulativen Projektionsraum anthropologischer Selbstvermessung zwischen Alienträumen und vitalistisch erfahrener technischer Apparatur. Die Lokalität verspricht nichts weniger und nichts mehr als den Himmel. Sie erlaubt, vor den ersten physikalischen Reisen ins All teleskopisch gelenkte und semiotisch vorzeigbare Wachträume gemeinschaftlich zu erfahren. So tragen Planetarien vor dem astronautischen Blick auf die Erde und der Fotografie im All zur Etablierung eines neuen Menschenbildes und einer damit einhergehenden Kosmologie bei. Der Planetariumsboom der 1920er- und 1930er-Jahre verändert die Astrokultur – in Aby Warburgs Worten wird „Sternenglaube“ durch „Sternenkunde“ (S. 113) ersetzt. Und deshalb ordnet Ahner ihre Studie folgerichtig in die *Anthropology of Outer Space* ein.

Die Ausbreitung von Planetarien gründet auf Erfolgen in physikalischen Bereichen der Optik, Elektrizität und Astronomie. Sie ereignet sich im Kontext moderner Urbanisierung und Industrialisierung. Ahners Interesse, über die Reaktion der Zeitgenoss:innen in Erfahrung zu bringen, wie „Wunder“ und „Technik“ überhaupt in der Ära der Moderne wahrgenommen wurden, lässt interessensgeleitete Akteure der Volks- und Arbeitnehmerbildung erkennbar werden, die Wundern und Technik in den Dienst der Bildung stellen – und umgekehrt.

Neue Mächtige der Moderne treten als Akteure auf: das bildende unternehmerische Kapital des Besitzbürgertums einerseits – und die zu bildenden Bürger:innen

der jungen Republiken als Arbeitnehmerschaft andererseits. Hoch- und Volkskultur sind im Planetarium verschränkt. Die Akteure vereinen zwei Facetten des Menschseins: die des *homo oeconomicus* – und die des *homo spiritualis*. So leistet das Buch nicht bloß einen Beitrag zur Ethnografie des Vergangenen, sondern liefert gleichsam, wie jede gute Ethnografie, auch einen Spiegel für das, was derzeit die Welt bildet und bestimmt.

Durch ihre Feldforschung auch im Firmen-Archiv der Carl Zeiss AG erschließt sich, wie das Unternehmen neben Lohnauszahlung auch Bildung vermittelt und seine Angestellten durch Astro-Erziehung als Teil von Unternehmenskultur identitär bindet. Zeissianer:innen werden Bedeutungsträger:innen für die szientistische Botschaft. Optische Produkte haben gleichsam ein „Hau“. In Analogie zur von Marcel Mauss beschriebenen polynesischen Gabenökonomie gedacht, nach der Dinge mit dem Geist von Gebenden beseelt werden, ist das Planetarium mit *Messages* aufgeladen. Optikobjekte schaffen durch Repräsentation von Wissen Verbindungen, „Grenz-erfahrungen und Durch-einander“ (S. 339). Sie gestalten Kollektive und tragen sie mit und in sich. „Techniken des Wunderns“ im Planetarium befriedigen somit nicht bloß die Sehnsucht nach Wundern. Sie werden zu Medien der Bildung, die Unternehmen ebenso wie Museen und Volksbildnern dienen und bedienen dabei das Wundern als Erfahrungsmöglichkeit von Menschen. Nicht unähnlich zu Influencern heute vermitteln diese Akteure damaliges Wissen als kapitale Ressource: Wissen ist Macht und Bildung Kapital. Es nützt der Masse und – vor allem dem Kapital selbst. Erziehung, Bildung und Aufklärung: Durch Volksbildung, die Nationalidentität festigt, und unternehmenskulturelle Bildung, die Firmenidentität schafft, verschränken sich solcherart im Planetarium kollektive und individuelle Weltbezüge. Planetarien festigen die Etablierung der szientistischen Weltanschauung durch das Betreiben von „Edutainment *avant la lettre*“ (S. 71).

Die Ausbreitung des Szientismus ging mit der Industrialisierung Hand in Hand. Eine auf Beobachtung, Physik und Zufall basierende Astronomie löste die Vorherrschaft deterministischer Astrokulturen ab (von der Astrologie bis zum Christentum). Öffentliche Einrichtungen wie das Historische Museum oder das von der Carl-Zeiss-Stiftung gegründete Volkshaus in Jena wurden hierfür zentrale Schauplätze. Planetarien, Unternehmenskultur und Volksbildung waren Teil von Bildungsbestrebungen, die dem Geist der Aufklärung verschrieben blieben.

Das optische Unterfangen von Carl Zeiss und seine Investition in Planetarien werden dank Ahners Arbeit für die Rezensentin zum projektiven Vorgänger des heutigen Astrozentrismus, repräsentiert von Unternehmern wie Elon Musk, Jeff Bezos, ihren dem Silicon Valley entspringenden Unternehmen und etwaiger Reisetätigkeiten ins All. Die Art und Weise, wie die Mitarbeitenden von Carl Zeiss als Träger:innen der szientistischen Weltanschauung „gebildet“ werden, dient als Paradebeispiel einer unternehmerischen Form der Identitätsbildung. Doch bei Zeiss diente die astro-

kulturelle Fokussierung einem modernen, liberal geprägten Szientismus – das technoliberalistische Weltbild heutiger Unternehmen transportiert eine informatische Weltanschauung, die von Kalifornien aus eine unbegrenzte Mobilität von Kapital anstrebt. Auf der Basis technologischer Fortschritte, vor allem durch Halbleitertechnik und Computing, erobert das Kapital nun die Welt bis zum Mars hinaus.

Obwohl Planetarien stets mit dem Begriff des Wunderns beworben und beschrieben wurden, zieht die Autorin keine historische Vergleichslinie von den Wunderkammern frühneuzeitlicher Aristokratien zu modernen Wirtschaftsunternehmen. Es wäre sicherlich reizvoll, von der Autorin auch mehr über das Verhältnis von imperialfeudaler Kultur der Wunderkammern und wirtschaftsimperialen Unternehmenskulturen und ihren Wunderstätten zu erfahren. Dabei wären die Rolle der Bildung und der Besitz von Wissen weiter zu klären. Insbesondere, inwiefern sich Wissenschaften und Universitäten geschickt im *Pivoting* üben, dem substanziellen Ändern des Geschäftsmodells, um sich jeweils neuen ökonomischen und politischen Herrschaftsbedingungen anzupassen.

Welchen Auftrag leisten wirtschaftlich orientierte Unternehmen eigentlich für eine größere Öffentlichkeit? Welchen Preis zahlen Gemeinschaften dafür? Und wie wirkt sich das auf Wissenschaftsfreiheit aus? In welchem Verhältnis stehen staatliche Bildungsmaßnahmen und unternehmerische Bildungsinteressen? Wie wirken Unternehmen am populärkulturellen Imaginären mit? Auch diese Fragen kann man aus der gelungenen Ethnografie Helen Ahners mitnehmen und in andere Bereiche als die des Planetariums übertragen, um sich immer wieder neu über den Zustand der Welt produktiv zu wundern.

Anne Dippel, Jena

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/01.19>

Dagmar Konrad

Missionskinder. Migration und Trennung in Missionarsfamilien der Basler Mission des 19. Jahrhunderts. Münster, New York: Waxmann 2023, 368 S.
ISBN 978-3-8309-4698-4.

Die Autorin versteht ihr neues Buch als Fortsetzung ihrer Dissertation, die dem Thema „Missionsbräute – Pietistinnen des 19. Jahrhunderts in der Basler Mission“ gewidmet war. Denn hier geht es um die Kinder, die den Ehen der Missionare und ihren Frauen entsprossen sind. Brisant ist, dass der Nachwuchs spätestens im Alter von sechs Jahren aus den Missionsgebieten Indien, Afrika und China nach Europa geschickt wurde, um im Kinderhaus der Basler Mission oder bei Verwandten aufzuwachsen, was zur Folge hatte, dass die Kinder ihre Eltern entweder nie oder erst nach Jahrzehnten wiedergesehen haben.

In der Einleitung werden die verschiedenen Fachgebiete vorgestellt, die das Thema berühren, die Quellen genannt, und das methodische Vorgehen wird skizziert. Dem folgen drei größere Abschnitte: I. „Im Missionsfeld“. Darin geht es um Schwangerschaft und Geburtshilfe, um den Alltag, die Erziehung sowie den Kulturkontakt vornehmlich mit den Kindermädchen. Abschnitt II. befasst sich mit „Abschied und Trennung“, während III. den Titel „Neues Leben in Europa“ trägt.

Die erste Frage, welche sich den Leserinnen und Lesern aufdrängt, ist, warum die Kinder mit sechs Jahren nach Europa geschickt und damit auf Dauer von den Eltern getrennt wurden. Das erscheint aus gegenwärtiger Perspektive, die um die Bedeutung intakter Kernfamilien weiß, skandalös, doch sollte man als Wissenschaftlerin bzw. Wissenschaftler mit den eigenen Emotionen vorsichtig umgehen und versuchen, so etwas wie eine emische Perspektive einzunehmen. Zunächst also: Worin liegt die Trennung aus Sicht der Institution und der Eltern begründet? Die offizielle Lesart sieht den hauptsächlichen Faktor in der „heidnische[n] Umgebung“ (S. 25), was bedeute, dass die „Knechte öfters Kinder ihrer Herrschaften selbst im zartesten Alter verführen, selbst Unzucht mit ihnen trieben“ (ebd.). Ferner werde durch den Anblick „von halb-nackten, ja ganz nackten Gestalten das Schamgefühl abgestumpft“ (ebd.). Das ist ein Ausdruck kirchlich-traditioneller Sexualmoral und gleichzeitig auch der pietistischen Weltanschauung, der zufolge der Mensch im Sinne der Aufklärungsphilosophie als Tabula rasa auf die Welt kommt – damit zwar erzieh-, aber auch verführbar ist –, indes die Erbsünde ihm gleichzeitig den Stempel aufdrückt (S. 63), weswegen nota bene die Prügelstrafe als probates Erziehungsmittel galt (S. 70). In dem Zusammenhang war die Angst groß, dass einheimische Kindermädchen ihre Zöglinge verzärteln würden, statt sie mit harter Hand zu „erziehen“, um ihnen das „Böse“ auszutreiben (S. 93, S. 198). Daneben waren „pragmatische“ Überlegungen aufseiten der Eltern hinsichtlich der Trennung vorhanden, etwa wegen der Missionsarbeit zu wenig Zeit für die eigenen Kinder zu haben, sich ohne sie freier zu fühlen und sich zur Gänze der Missionsarbeit widmen zu können. Ferner hieß es, es nehme der Bekanntheitsgrad der Mission in Europa zu, wenn die Kinder dort seien, wodurch über die Hilfsvereine mehr Geld für die Missionsarbeit hereinkomme (S. 142, S. 172f.). Damit werden die Bedürfnisse des Kindes hintangestellt bzw. funktionalisiert, was aus Sicht des Rezensenten zu Gewissenskonflikten geführt haben dürfte, die kompensiert wurden, indem die Trennung als Glaubensprüfung aufgefasst wurde und man sich dergestalt den „Normalsterblichen“ gegenüber als überlegen präsentieren konnte (S. 110ff.).

Dennoch liegt ein gewisser Schatten über den Familien: „Die emotionale Bindung der Eltern an die Kinder war immer mit dem Gedanken an die Trennung verknüpft“ (S. 68). Oder: Große Bedeutung hatten Nachzügler, später Geborene, welche als „Trostkinder“ für den „verlorenen“ Nachwuchs bezeichnet wurden – womit ihnen eine große Bürde auferlegt wurde, da sie als „Garant für neues Eltern Glück“ dienten (S. 147): auch hier erneut die Funktionalisierung der Kinder.

Am meisten litten jedoch diese unter der Trennung: Ihnen wurden nicht nur die Eltern genommen, sondern auch die Heimat, in der sie aufgewachsen waren. Sie kamen nach Europa in die Fremde, sprachen zunächst kaum Deutsch und wurden entweder bei Verwandten oder im Kinderhaus untergebracht. Letzteres war weniger beliebt, aber auch die Verwandten waren kein Garant für ein gedeihliches Miteinander. Mit der Konfirmation mussten sie ihr Heim erneut verlassen, was für die Burschen wegen der Aussicht auf eine längerfristige Lehrstelle weniger problematisch war als für die Mädchen, für die oftmals ein unstetes Wanderleben begann, da sie vornehmlich als Haushaltshilfen nur zeitlich begrenzte Anstellungen fanden (S. 317–326: Fallbeispiel). Gleichzeitig nahm die Entfremdung von den Eltern zu, zumal es, jedenfalls in den Kinderhäusern, verpönt war, sich über emotionale Befindlichkeiten in Briefen zu äußern. Diese wurden von den Erziehern zensiert, „die Briefe der Kinder [...] sollten froh und vergnügt sein“ (S. 234). Eine über 80-jährige Frau, ehemals Missionskind, äußerte sich im Interview mit Dagmar Konrad folgendermaßen: „Die Frömmigkeit, die die Eltern hatten! Da habe ich gedacht, die müssen doch ganz anders handeln [...]. Kleine Kinder können nicht verstehen, warum es etwas Wichtigeres gibt als ihre eigenen Kinder. Das haben wir nicht verstanden. Und ich verstehe es eigentlich bis heute noch nicht“ (S. 339f.).

Aus dem Umstand, von den Eltern getrennt zu werden, die vertraute Heimat zu verlassen und sich in der Fremde einzuleben, habe sich, so Dagmar Konrad, ein „dauernde[s] Gefühl des ‚Andersseins‘“ entwickelt (S. 341), wozu in Europa beigetragen habe, dass sich die Missionsgemeinschaft als eigene Subkultur deutlich von der Mehrheitsgesellschaft unterschieden habe (ebd.). Die Missionskinder seien damit „die Anderen innerhalb der Anderen“ gewesen, vergleichbar mit den Subkulturen gegenwärtiger „Third Culture Kids“ (ebd.), weil weder die Herkunfts- noch die neue, sie umgebende Kultur zur Gänze gelebt wurde, sodass eine Drittkultur entstand.

Soweit zum Inhalt des Buches. Da der Rezensent nicht allein Ethnologe ist, sondern auch Psychoanalytiker, hätte er eine Bezugnahme auf psychodynamisches Gedankengut an der einen oder anderen Stelle als bereichernd empfunden. Wenn es etwa um die Entwicklung des Kindes in Bezug auf die Wahrnehmung des Todes geht (S. 87), wäre nicht die Europäische Ethnologie die nächstliegende Wissenschaft, sondern die Entwicklungspsychologie (etwa S. Reuter: Entwicklung des Todeskonzepts bei Kindern. In: Wittwer/Schäfer/Frewer 2020, S. 159–164), zumal im Verein mit der Bindungstheorie. Diese wurde von dem britischen Psychoanalytiker und Kinderpsychiater John Bowlby entwickelt und gehört heute zum Standardwissen in den psychologischen Wissenschaften. Sie geht davon aus, dass der Mensch ein von Beginn an vorhandenes Bedürfnis hat, enge, gefühlsbetonte Beziehungen zu Mitmenschen aufzubauen.

Auf der anderen Seite müsste man sich allerdings auch fragen, inwieweit die Erkenntnisse der zeitgenössischen Entwicklungs- und Bindungsforschung auf eine

religiöse Subkultur des 19. und 20. Jahrhunderts übertragen werden können. Vornehmlich Psychoanalytiker neigen ja dazu, unhistorisch und wenig kultursensibel zu denken und ihre Theorien unreflektiert auf vergangene Epochen zu projizieren. Dem entgegenhaltend hieße das konkret, sich zu überlegen, ob die kollektive Bindung an ein „höheres Wesen“ und an die „gemeinsame Sache“ sowie die Vorgabe, nicht eigene, sondern Gottes Wege zu gehen, individuelle Problemlagen bis zu einem gewissen Grad auszugleichen vermochten. Möglicherweise spielt in dem Zusammenhang auch eine Rolle, dass die „Missionsbräute“, wie Konrad in ihrer Dissertation anschaulich beschrieben hat, in die Fremde zogen und dort einen bis dahin nie gesehenen Missionar heirateten. Wer das akzeptieren konnte, hatte wahrscheinlich weniger Probleme, die eigenen Kinder bis zu einem gewissen Grad einem ungewissen Schicksal zu überlassen, als jemand, dem freie Partnerwahl ermöglicht wurde, zumal „alles im Auftrag des Herrn“ geschah. Eine gewisse Dominanz kollektiver Identität wäre demnach in Rechnung zu stellen, indes sollten aber gleichzeitig die Äußerungen individueller Identität, welche die Trennung von den Eltern und der Heimat als emotionale Belastung deutlich machen, Berücksichtigung finden. Das ist deswegen legitim, weil die Zeit der Missionsarbeit ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht sehr weit von jener Epoche entfernt ist, in der die Tiefenpsychologie entstanden ist – dem *Fin de Siècle*.

Diese Überlegungen relativieren nicht den Wert der Monografie, sondern sollen nur deutlich machen, dass der gelegentliche Blick über den Tellerrand der eigenen Disziplin erkenntnisfördernd sein kann.

Abschließend noch ein Wort zum Lektorat: Es ist eine Fülle an Fehlern in Bezug auf die Schreibweise von zusammengesetzten Verben und Substantiven vorhanden. Dazu ein paar Beispiele aus dem hinteren Teil des Buches: „aufrecht erhalten“ (S. 242); „zurück gelassen“ (S. 330); „herauf beschworen“ (S. 337); „des Miteinanderverbundenseins“ (S. 249); „lieb Gewonnenem“ (S. 321). Darüber hinaus sind einige Grammatikfehler vorhanden, etwa: „Im fernen Indien wie im schweizerischen Basel wurde der deutsche Patriotismus und der Glaube an den Sieg hochgehalten“ (S. 289). „Im Vorfeld der Konfirmation, dem absoluten Höhepunkt . . .“ (S. 316). Ferner ist eine nicht unerkleckliche Anzahl an Beistrichfehlern vorhanden.

Dennoch bleibt abschließend festzuhalten: Das Buch ist wie aus einem Guss verfasst, liest sich lebendig, es ist spannend und wühlt ob der Thematik auf. Die Interpretation der Quellen ist solide, und die ausführlichen Fallbeispiele bieten ein lebendiges Bild der Protagonistinnen und Protagonisten. Es stellt eine große Bereicherung dar.

Bernd Rieken, Baden bei Wien

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/01.20>

Lubomír Sůva

Der tschechische Himmel liegt in der Hölle. Märchen von Božena Němcová und den Brüdern Grimm im Vergleich. Ilmtal-Weinstraße: Jonas-Verlag 2021 [tatsächlich erschienen 2022], 286 S. (Zürcher Schriften zur Erzählforschung und Narratologie, 6; zgl. Göttingen, Univ., Diss., 2019). ISBN 978-3-89445-583-5.

Božena Němcová (1820–1862) ist im Alter von nur 42 Jahren verarmt und aufgegeben durch die ständige polizeiliche Bespitzelung infolge ihres tschechischen Patriotismus gestorben. Heute gilt die Autodidaktin mit minimaler Schulbildung als die „berühmteste Tschechin“ überhaupt, wie Radio Prag anlässlich ihres 150. Todestags im Jahr 2012 behauptete. Ihr Konterfei zierte den 500-Kronen-Schein (Abb. S. 53), und ihre Kindheitserinnerungen aus der ostböhmisches Stadt Böhmisches Skalitz und dem benachbarten Ratiborschitz mit dem Titel „Babička“/„Die Großmutter“ (1855) wurden ca. 350 mal aufgelegt und in rund 40 Sprachen übersetzt. Für die Erzählforschung interessant ist Němcová allerdings nicht aufgrund dieses autobiographischen, mehrfach verfilmten Romans, sondern wegen der von ihr gesammelten Märchen und Sagen, die sie 1845–1847 in sieben Bänden veröffentlicht hat. Für Tschechien besitzt sie eine ähnliche Bedeutung wie die Brüder Grimm für Deutschland, und sie gilt als Ikone der tschechischen Geschichte. Lubomír Sůva bringt uns die Schriftstellerin und Märchensammlerin Božena Němcová in seiner von Gerhard Lauer und Matthias Freise in Göttingen betreuten literaturwissenschaftlichen Dissertation durch die Analyse ihrer Märchensammlung sowie einen Vergleich zum Märchenkonzept der Brüder Grimm nahe.

Der Autor gliedert seine Arbeit in drei große, aufeinander aufbauende Kapitel: Das erste beschreibt die „Geburt des Volksmärchens“ durch die Brüder Grimm und erläutert die Entstehung ihrer „Kinder- und Hausmärchen“ hinsichtlich ihrer Quellen und Beiträge, ihrer Vorgehensweise, ihres Erzähltons, des Stellenwerts ihrer Märchen als Gattung der Romantik sowie deren mythologische Interpretation im 19. und überwiegend psychologische Lesart im 20. Jahrhundert. Soweit, so geläufig unter Erzählforschenden in der Europäischen Ethnologie.

Neues und Eigenständiges liefert das zweite Kapitel, in dem Němcovás Märchensammlung daraufhin untersucht wird, welche Rolle sie angesichts der Verunsicherungen durch Urbanisierung und Industrialisierung für die Stärkung des tschechischen Nationalgefühls gespielt hat. Sůva weist überzeugend nach, dass Němcová genau wie ihre deutschen Kollegen keine Scheu hatte, durch redaktionelle Eingriffe den gewünschten Märchentönen herzustellen. Folgerichtig begreift Sůva die Gattung „Volksmärchen“ als ein „literarisches Phänomen [...], das grenzübergreifend fast alle sich seit Anfang des 19. Jahrhunderts um ihre nationale Emanzipation bemühen europäischen Kulturen prägt“ (S. 12). Mehr als für die Grimms bildeten Märchen für die Tschechin einen Ausgleich zu dem von ihr als „schmerzhaft empfundenen

Widerspruch zwischen Traum und Wirklichkeit“ (S. 108), den sie durch die Suche nach „Volkspoesie“ zu heilen suchte.

Die These von der romantischen Märchenkonzeption bei Jacob und Wilhelm Grimm einerseits und Božena Němcová andererseits untermauert der Autor im abschließenden Kapitel, in dem er exemplarisch Zaubermärchen mit weiblichen bzw. männlichen Helden und Heldinnen sowie Teufelsmärchen und -schwänke aus beiden Sammlungen einer vergleichenden Analyse unterzieht. Er kann dabei gut nachvollziehbar aufzeigen, dass es auch Němcová nicht darum ging, „den authentischen Stand der Volksdichtung ihrer Zeit zu dokumentieren“ (S. 220). Vielmehr verknüpft sie journalistische Schilderungen von Land und Leuten mit den mündlichen Erzählungen ihrer Gewährsleute und unterfüttert die so entstandenen Texte mit Elementen aus ihrer eigenen fantastischen Welt.

Es ist Sůvas großes Verdienst, Němcóvas Märchen- und Sagensammlung für die deutsche Erzählforschung erschlossen und erstmals einen Vergleich mit der „Gattung Grimm“ erarbeitet zu haben. Wir lernen dabei, dass die Grimms in ihren Kinder- und Hausmärchen eine „ungetrübte Phantasie“ (vgl. ihre „Vorrede“ in der Ausgabe von 1819) walten ließen, während Fantastisches bei Němcová nur durchscheint, wenn sie in ihren Märchen Kinderspiele, Bräuche und Charaktere aus tschechischen Dörfern beschreibt. Sozialkritisches schwingt deutlicher als bei den Grimms mit, wenn z. B. der verzweifelte Petr im Märchen „Des Teufels rußiger Bruder“ von einem Leben in der Hölle träumt, das allemal besser sein muss als das unter seinen herzlosen Mitmenschen (S. 217). Die Idee von der „Hölle als Paradies“ (S. 217) ist paradigmatisch für Němcóvas Denken und inspirierte den Verfasser daher zu Recht zum Titel seines Werkes.

Hilfreich für weitere Forschungen wie z. B. die noch ausstehende Gegenüberstellung der Grimms und Němcóvas literarischem Vorbild Karol Jaromír Erben (1811–1870) ist der Index (S. 251–259), in dem – tabellarisch aufbereitet – sämtliche Märchen Němcóvas mit Erstveröffentlichungen bzw. Varianten deutscher Übersetzung (falls vorhanden) und ATU-Klassifizierung enthalten sind. Ebenfalls lobend hervorzuheben sind das Layout mit der durchgängig fett gedruckten Hervorhebung von Schlüsselbegriffen und der ausführliche, informationsgesättigte Fußnotenapparat, in dem die Leserschaft immer wieder mit überraschenden Details aus Leben und Werkgeschichte dieses tschechischen Idols bedient wird (z. B. Fußnote 121, S. 123: Gerüchte um Němcóvas möglicherweise adlige Abstammung).

Heidrun Alzheimer, Bamberg

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/01.21>

Julia Büchel

Repräsentation – Partizipation – Zugänglichkeit. Theorie und Praxis gesellschaftlicher Einbindung in Museen und Ausstellungen. Bielefeld: Transcript 2022, 244 S. (zgl. Basel, Univ., Diss., 2020). ISBN 978-3-8394-5707-8.

In den letzten Jahren hat sich der Diskurs über die Entwicklungen von Museen und ihrer Beziehung zum Publikum vervielfältigt. Diese Entwicklungen bewegen sich beispielsweise von Ausstellungsüberarbeitungen, Digitalisierungsstrategien bis hin zu Neugestaltungen und -konzeptionen der Institutionen. Die Vervielfältigung zeigt sich sowohl auf theoretisch-konzeptionellen als auch auf praxisorientierten Ebenen.

In ihrer 2022 veröffentlichten Dissertationsschrift möchte Julia Büchel diese beiden Ebenen anhand einer Diskursanalyse von Museumskonzepten und einer Untersuchung von Ausstellungsbeispielen miteinander verschränken. Für sie steht ein mehrstufiger und nichtlinearer Forschungsprozess im Vordergrund, in dem sie wissenschaftliche Textanalysen mit einer qualitativen Feldanalyse verknüpft. Zum Schluss legt sie in Form von Tabellen und Netzdiagrammen dar, wie sich die Erkenntnisse ihrer Forschung wiederum auf die Praxis übertragen lassen.

Julia Büchel beschreibt zunächst die Ansprüche an Ausstellungen von den Anfängen des Museums als Institution bis heute und legt einen besonderen Schwerpunkt auf die Zeit seit der Etablierung der sogenannten „Neuen Museologie“ in den 1980er-Jahren. Sie nennt einflussreiche Auswirkungen auf das Museums- und Ausstellungswesen, wie etwa ein verändertes Verständnis von demokratischen Bildungsmöglichkeiten, ein zunehmender Wunsch nach kulturellen Erfahrungen, die Interaktion und Kreativwerden ermöglichen, und die Abkehr eines Verständnisses von Museen als „neutralen“ und „objektiven“ Institutionen aus kritischer Perspektive. Auf museumstheoretischer Ebene schafft es Büchel, wichtige Impulsgeber:innen, wie Nina Simon, Léontine Meijer-van Mensch, Carmen Mörsch, Richard Sandell und Nora Sternfeld, die sich alle bereits seit vielen Jahren mit aktuellen Vermittlungsformen und Fragen nach Repräsentation und Partizipationsmöglichkeiten im Museum beschäftigen, in ihre Argumentation einzubinden.

Indem sich Museen abwechselnd in einer Krise befinden oder eine positive Zukunftsvision für sie imaginiert wird, erkennt Büchel vor allem eine „um sich greifende Unsicherheit nach Richtungen, Rollen und Funktionen sowie gleichzeitig eine gewisse Aufbruchsstimmung der Institutionen“ (S. 14). Für die heutige Lage als bestimmend bezeichnet Büchel den Wettbewerbsgedanken und die Ökonomisierung, die die Museumsarbeit beeinflussen (S. 16). Darüber hinaus nennt sie eine veränderte Kulturrezeption als Grund dafür, dass Museen oftmals nicht klar ist, auf welche Art sie einen sinnvollen Beitrag zur Freizeitgestaltung potenzieller Besucher:innen leisten können. Büchel folgert aus der Vielfalt an konzeptionellen und vermittlerischen Handlungsmöglichkeiten für Museen, dass es schwierig für viele Institutionen

sei, eine für sie zutreffende Auswahl vorzunehmen (S. 17). Zugleich beschreibt sie kurz die aktuellen gesellschaftlichen Herausforderungen und Umbrüche als einen übergeordneten Rahmen, der in den nächsten Jahren zu einem erneuten „Paradigmenwechsel“ in der Museumslandschaft führen könnte (S. 18).

Zentral für Büchels Arbeit ist eine Kritik an prägenden Begrifflichkeiten, die im Museumsdiskurs verwendet werden, da sie häufig nicht trennscharf definiert und teils unterschiedlich verstanden werden. Ihrer Beobachtung nach sind vor allem seit den 2010er-Jahren Museumskonzepte (wie das Museum 3.0/Museum 4.0 etc.) nicht mehr als solche gekennzeichnet, sondern in Form von Ausstellungsbeispielen benannt, wobei es zu einer „hehre[n] Vermischung von abstrakten Forderungen sowie konkret eingesetzten Mitteln und Medien in Ausstellungen“ kommt (S. 24).

Die Autorin konzentriert sich in ihrer Forschung auf die drei Grundbegriffe Repräsentation, Partizipation und Zugänglichkeit und zeichnet zu jedem dieser Begriffe die Veränderungen ihrer Epistemologie nach und wie sich diese auf den Museumskontext ausgewirkt haben. Dabei attestiert sie dem Begriff der Repräsentation aufgrund seiner Vielschichtigkeit immer notwendige Fragen nach dem Wer, Wie oder Was. Hier könnte ergänzt werden, dass bei einer offenen Analyse von „Partizipation“ und „Zugänglichkeit“ ebenso nach diesen drei Parametern gefragt werden sollte, wengleich sie im Museumskontext breiter, eindeutiger oder fundierter rezipiert wurden. Schließlich orientiert sich Büchel für ihre Forschung selbst an der von Richard Sandell im Jahr 1998 formulierten Definition dieser drei Begriffe (S. 81).

Büchel nutzt die historische Einordnung aus dem ersten Teil ihrer Arbeit in der Folge „als Orientierungshilfe für Ausstellungsanalysen und -umsetzungen“ (S. 12) und bezieht sich auf drei Fallbeispiele aus der Museumspraxis, die sie im Rahmen einer Feldforschung untersucht hat. Ihren analytischen Fokus richtet sie auf die drei bereits genannten und in den Ausstellungen behandelten Parameter der Repräsentation, Partizipation und Zugänglichkeit. Sie entscheidet sich für einen Vergleich dreier Dauerausstellungen: „Archäologie Schweiz“ des Landesmuseums Zürich, die Kernausstellung „It’s all about me. And I’m not alone.“ des Museums für Kommunikation in Bern und „GROSS“ im Museum der Kulturen Basel. Hier setzt die Autorin die jeweilige Ausstellung in einen Entstehungskontext, beschreibt den Rundgang und einzelne Aspekte der Ausstellungen wie die Übersichtlichkeit oder die Angemessenheit der Kommunikationsmedien.

Bei ihrer Ausstellungsbeschreibung und -analyse hätte eine subjektive Besucher:innenperspektive an vielen Stellen deutlicher gemacht werden können. Wahrnehmungen und Nutzungserfahrungen anderer Besucher:innen werden in der Feldanalyse kaum deutlich, obwohl in der dritten Person geschrieben wird. Darüber hinaus ist zu vermuten, dass die Autorin ein größeres Vorwissen zur jeweiligen Ausstellung als die meisten Besucher:innen besitzt und ihre Wahrnehmungen und Erkenntnisse nicht für alle Besucher:innen gelten. Zugleich arbeitet die Ausstel-

lungsbeschreibung und -analyse von Büchel mit einem Verständnis von normativen Maßstäben, was die ästhetische Qualität, Verständlichkeit von Texten oder auch Orientierungsmöglichkeiten für Besucher:innen von Ausstellungen betrifft. Überdies wäre eine Mitbetrachtung der Konzeption von Wechselausstellungen aus den jeweiligen Museen vielleicht eine erkenntnisreiche Ergänzung gewesen und böte mindestens anschlussfähiges Material für folgende Auseinandersetzungen. Entgegen der Annahme, dass Wechselausstellungen weniger über das generelle Programm eines Museums aussagen als Dauerausstellungen, ließe sich mit diesem Vergleich vermutlich doch einiges über das Selbstverständnis der jeweiligen Institution und der Rolle von Teilhabe bzw. Involvierung der Besucher:innen mittels bestimmter Formate feststellen.

Im Vergleich der drei Fallstudien legt Büchel die Gemeinsamkeiten und Unterschiede im Umgang mit gesellschaftlicher Einbindung der drei Institutionen umfangreich und überzeugend dar, indem sie sich auf die drei Begriffe der Repräsentation, Partizipation und Zugänglichkeit stützt, was den Vergleichsebenen eine verständliche Struktur gibt. In einer Schlussbetrachtung skizziert die Autorin schließlich zwei unterschiedliche Tendenzen in der Museumsentwicklung, die sich jedoch nicht ausschließen: gesellschaftliche Einbindung mittels eines zwischenmenschlichen und eines technologischen Ansatzes. Darüber hinaus beschreibt sie die Potenziale der Digitalisierung für die Museumsentwicklung.

Julia Büchel gelingt es, aus einer mittlerweile unüberschaubaren Fülle an Museums- und Ausstellungskonzepten wichtige Momente und Veränderungen in der Institutionsgeschichte des Museums herauszuarbeiten und in einen nachvollziehbaren Zusammenhang zu bringen. Stellenweise wären über die Rezeption von Partizipationsmöglichkeiten hinausgehende Erkenntnisse spannend gewesen, wie etwa die im Zusammenhang mit neuen Museumskonzepten von Büchel kurz angesprochene „Angst vor dem Verlust der Deutungshoheit“ (S. 65), die dazu führt, dass diese als Gefahr wahrgenommen werden kann.

Da Julia Büchel selbst als Kuratorin tätig ist, ist ein Ziel ihrer Arbeit, „das erlernte Wissen und die Erfahrungen daraus für meine praktische Arbeit, im Museum und in die Lehre einfließen zu lassen“ (S. 9). Diesem Ziel wird sie gerecht, insofern sie eine umfangreiche, vergleichende und klar strukturierte Untersuchung der gesellschaftlichen Einbindung von Museen in den letzten Jahren vornimmt und diese in übersichtlichen Schaubildern greifbar und so beispielsweise auch für andere Museumsmitarbeiter:innen nutzbar macht.

Janette Helm, Berlin

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/01.22>

Jenny Hagemann

Vererbte Regionen. Aneignungen und Nutzungen von regionalem Heritage im Wendland und in der Lausitz im Vergleich. Bielefeld: Transcript 2022, 356 S. (vgl. Hannover, Univ., Diss., 2021). ISBN 978-3-8376-6278-8.

In ihrer wegweisenden Arbeit erforscht Jenny Hagemann die vielschichtigen Aneignungen und Nutzungen von regionalem Heritage im Wendland und in der Lausitz. Dabei beschäftigt sie sich mit einer Frage von prinzipieller und durchaus großer theoretischer Tragweite: Wie und warum konstruieren Menschen heute (im Wendland und in der Lausitz) ihre regionale Zugehörigkeit durch die Nutzung von Cultural Heritage?

Beide Untersuchungsregionen dienen hinsichtlich ihrer historischen Entwicklungen sowie der aktuellen Handlungsräume als faszinierende Fallstudien für den Vergleich von kulturellem Erbe. Sie verdeutlichen, wie Menschen und Gesellschaften sich mit ihrer Umgebung identifizieren und wie dies in verschiedenen Kontexten genutzt wird. Jenny Hagemanns Studie bietet einen tiefen Einblick in die Interaktion zwischen lokalem Erbe, Identitätsbildung und den dynamischen Prozessen, die das kulturelle Erbe in diesen Regionen prägen. Im Fokus stehen dabei nicht nur die Unterschiede, sondern auch die Gemeinsamkeiten in der Art und Weise, wie Menschen ihre Vergangenheit in ihre Gegenwart integrieren und wie dies ihre gemeinsame Zukunft formt.

Strukturiert hat Hagemann ihre Arbeit in vier Hauptabschnitte. In einem ersten Teil widmet sie sich der Methodik zur Analyse der Interviews und legt ihre Arbeitsschritte umfangreich und nachvollziehbar dar. Im weiteren Verlauf der Arbeit beschäftigt sich die Autorin mit den regionalen Identitäten der Untersuchungsgebiete. Dabei skizziert sie aktuelle Selbstverständnisse sowie deren historische Entwicklungen und setzt sie in Beziehung zueinander. Anschließend widmet sich Hagemann der diskursiven Analyse zugänglicher Heritage-Verhandlungen und zeichnet diskursanalytisch die regionale Identität beider Regionen nach. Bevor die Autorin ihre Ergebnisse darstellt, setzt sie sich im vorangehenden Kapitel interpretativ mit ihren Interviews auseinander.

Hagemann gibt ihrem empirischen Material (Zeitraum 2017 bis 2019; acht bis neun Interviews je Region) viel Raum und setzt die Perspektiven der Akteur:innen durchdacht in den Fokus der Untersuchung. Zentral sind für die Autorin demnach die subjektiven Perspektiven und individuellen Verortungsprozesse, welche für die Fragestellung eine maßgebliche Bedeutung haben.

Im gesamten Verlauf der Studie reflektiert die Autorin ihre Rolle angemessen. Dies ist von besonderer Wichtigkeit, da sie sich selbst als Teil des Feldes wahrnimmt. Ihre Positionierung zum Forschungsfeld stellt die Autorin differenziert dar. In die Lausitz bestehen bereits im Vorfeld des Projekts private und berufliche Verbindun-

gen. Deren Einfluss auf die Kontaktaufnahme legt Hagemann offen und reflektiert sie umfangreich. Im Gegensatz zur Lausitz bestanden im Wendland vorab keine persönlichen Verbindungen. Aufgrund ihres Daseins im Feld sieht sich die Forscherin in der Reflexion ihrer Rolle als gewordene Akteur:in. Auf einer weiteren Ebene setzt sie sich mit ihrer Rolle als Heritage-Maker auseinander.

Durch die Kombination historischer und kulturanthropologischer/ethnologischer Ansätze und die Ergänzung durch empirisches Material in Form diverser Expert:innen-Interviews diskutiert Hagemann dicht am Material den Zusammenhang von regionaler Identität und Cultural Heritage in seinem Geworden-Sein und Ist-Zustand (S. 43f.). Sie ergänzt diese Untersuchungen um eine differenzierte Auseinandersetzung mit den Begriffen „kulturelles Erbe“ und „Cultural Heritage“ und schlägt dabei Cultural Heritage als „Vergegenwärtigung der Vergangenheit, um den Anforderungen der Gegenwart zu begegnen“ (S. 31) vor und liefert damit neue Erkenntnisse im Bereich der Heritage-Studies und der Regionalgeschichte.

Michelle Orth, München

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/01.23>

Cornelia Kühn (Hrsg.)

Gemeinwohlorientiert, ökologisch, sozial. Aushandlungen um alternative Wirtschaftspraktiken in der Zivilgesellschaft. Wiesbaden: Springer VS 2023, 259 S. ISBN 978-3-658-38502-6.

Wohltuend mögen die Titelschlagwörter „Gemeinwohlorientiert, ökologisch, sozial“ in den Ohren derer klingen, die (noch) von einer anderen Welt nach dem Kapitalismus träumen. Der vorliegende Sammelband enthält interdisziplinäre Forschungen, die sich Fragen und Horizonten alternativer wirtschaftlicher Praktiken widmen. Diese stellen in sich Versuche dar, „Wege in einen strukturellen Wandel zu einer sozial und global gerechten, ökologisch verantwortlichen Zukunft zu weisen“ (S. VI). Hervorgegangen ist dieser im Jahr 2023 erschienene Band aus dem Abschlussworkshop eines DFG-Projekts mit dem Titel „Nachhaltige Entwicklung von unten? Die Gemeinwohl-Ökonomie zwischen utopischen Visionen, zivilgesellschaftlichen Initiativen und basisdemokratischen Entscheidungen“ (S. XI). Dieser Kontext ist wichtig, denn gerade die sogenannte Gemeinwohlökonomie (GWÖ) bildet, wenn auch nicht ausschließlich, eine Schlüsselpraktik und -kategorie für die hier diskutierte Publikation, die einem thematisch strukturierten dreiteiligen Aufbau folgt.

Der erste Block fasst Forschungen rund um die GWÖ zusammen und ist eher allgemein angelegt. Nach deren Vordenker Christian Felber wird die GWÖ als „aktivistische Bewegung“ (S. VI) gedacht, welche auf „veränderte[n] wirtschaftliche[n] Anreizmechanismen“ (S. VII) setzt, um die Wirtschaft von innen heraus zu trans-

formieren. Die Vision der Bewegung sieht eine breite, mit den *UN Sustainable Development Goals* einhergehende Veränderung der Rahmenbedingungen für Unternehmen vor und wird fortlaufend graswurzelartig weiterentwickelt. Ihr „Kerninstrument [...] besteht [dabei] in der Gemeinwohl-Bilanz“ (S. 14). Unternehmen, die sich der GWÖ freiwillig anschließen, erstellen einen sogenannten Gemeinwohl-Bericht, der ihre Aktivitäten hinsichtlich der GWÖ-Kategorien reflektiert, und unterlaufen dann eine externe Prüfung, woraus die Bilanzierung resultiert. Dieses Steuerungselement geht, laut einem Beitrag, „über ein reines Berichterstattungsinstrumentarium hinaus[...], indem normative Wertvorstellung [sic] die Grundlage bilden und für eine hohe Gemeinwohl-Punktzahl Anforderungen mit transformativem Charakter an Unternehmen gestellt werden“ (S. 35). Die Autorin *Katharina Bruns*, die sich den Bilanzierungsprozess in teilnehmender Beobachtung genauer angesehen hat, sieht in den Methoden der GWÖ transformatives Potenzial für eine Veränderung ökonomischer Praxis im Allgemeinen.

Cornelia Kühn nimmt ihre „empirische[n] Forschung zu gemeinwohl-bilanzierten Unternehmen in Berlin sowie zum Verein der Gemeinwohl-Ökonomie Berlin-Brandenburg“ zum Anlass, „die performative Herausbildung von Subjektivität in ihren Möglichkeiten und in ihren Begrenzungen“ (S. 61) für eine nachhaltige Postwachstumsgesellschaft zu untersuchen. Dabei argumentiert die Ethnologin, dass für die Herausbildung einer solchen Gesellschaft ein kultureller Wandel von Subjektformen, also weg von Individualismus und Konsumismus oder „materiellem Wohlstand und einem auf Konkurrenz aufbauenden sozialen Aufstieg“, hin zu Formen, die sich an Werten wie „Kooperation, [...] Gemeinsinn, [...] Genügsamkeit und der Übernahme von Verantwortung für die Gemeinschaft“ orientieren, nötig wäre (S. 64).

Gleich zu Beginn wird klar, dass dieser Sammelband keine disziplinären Trennungen, beispielsweise in der Gliederung, aufweist, und die Interdisziplinarität des publizierten Workshops teils begriffliche Schärfe verhindert. So werden der zentrale und viel verwendete Begriff von Gemeinwohl oder der im öffentlichen Diskurs inflationär gebrauchte Begriff der „Nachhaltigkeit“ nicht definiert.

Der zweite Teil versammelt Beiträge, deren Fokus auf größeren „Organisationen“ liegt und ihr Wirken in und um das Gemeinwohl betrachten. Die Zukunftsforscherin *Josefa Kny* nimmt für ihre Promotionsforschung multinationale Unternehmen in den Blick und fragt, ob diese im Sinne der GWÖ überhaupt Gutes tun können. Meist waren es „kleine und mittlere Unternehmen bis 500 Mitarbeiter:innen“, die eine Gemeinwohl-Bilanz erstellten (S. 93), Unternehmen mit über zehntausend Mitarbeiter:innen hätten bislang noch keine Gemeinwohl-Bilanz erstellt. Auch darum mangelt es in dieser Schnittmenge an Forschungen. Anhand ihrer Fallbeispiele E.O.N, dm-drogerie markt, der Otto Group und MAN diskutiert Kny Daten, die sie unter anderem aus Fokusgruppendifkussionen mit Führungskräften aus den jeweiligen Unternehmen gewonnen hat. Hier führte sie vorstrukturierte Interviews über

deren internes Handeln in Bezug auf Gemeinwohlökonomie-Kriterien. Die Dringlichkeit eines (sozial-)ökologischen Umbaus der Gesellschaft wird von *Cosima Wiemer* anhand des Fallbeispiels der unter dem Meeresspiegel liegenden Insel Pellworm, die stark agrarisch geprägt ist, dargelegt. Die Feldforschung der Kulturwissenschaftlerin nimmt dafür die unterschiedlichen Perspektiven der Insulaner:innen in den Blick und zeigt das diskursive Spektrum auf, in dem sich die Regionalentwicklung bewegt.

Die Beiträge im dritten Teil fokussieren solidarische Praktiken selbst und zoomen somit ein Stück weiter hinein in wirtschaftliches Handeln zum Gemeinwohl. So wird beispielsweise die Solidarische Landwirtschaft von *Philipp Degens* und *Lukas Lapschieß* als „Governance Unit“ gedacht. Sie verdeutlichen in ihrer Forschung, wie das Netzwerk als handlungsermöglichendes und gesellschaftspolitisches Feld mit einer Binnenlogik agiert. Dabei greifen die Autoren auf die „Theorie strategischer Handlungsfelder“ (S. 191) zurück und zeigen anhand empirischer Beispiele, wie Binnengruppen im Netzwerk, wie die „AG Rechte Tendenzen“ (S. 208), auf Spannungsfelder reagieren und Wege des kooperativen Konfliktlösens prozessual und strukturell entwickeln (S. 189). Somit treten in solchen alternativwirtschaftenden Zusammenschlüssen gesamtgesellschaftliche Konfliktfelder als Chance in den Vordergrund, um Lösungen zu erarbeiten und zu integrieren. Diese Handlungen adressieren, so die Autoren, das „Gemeinwohl“ als Übergeordnetes und gehen über die internen Kreise hinaus (S. 209). Ein weiteres empiriebezogenes Forschungsbeispiel von *Heike Derwanz* nimmt sogenannte Tauschhäuschen in den Blick, in denen Konsumüberfluss, insbesondere von Kleidung, in Zirkulation gebracht wird. Die Autorin sieht die Entstehung des Überflusses vor allem als Konsequenz des Aufkommens der Fast Fashion Industrie. Menschen können nach der Logik des Gebens und Nehmens Ware aus diesen Schränken oder Häuschen mitnehmen oder bringen. Betrieben wird die Infrastruktur in diesem Beitrag ausschließlich im Ehrenamt. Die Autorin folgert aus ihrer Forschung, dass „Kommunen und Institutionen [darüber] nachdenken [sollten], die Arbeit in den Kisten in bezahlte Sorgearbeit umzuwandeln“ (S. 231). Der letzte Beitrag liefert erneut einen ethnographischen Blick, diesmal auf philosophische Experimente auf einem „Utopiefestival“. Innerhalb des Festivalzeitraums von einer Woche beobachtet die Autorin *Ina Kuhn*, wie Teilnehmende tauschlogikfreie Diskurse und alternativwirtschaftliche Praktiken jenseits kapitalistischer und monetärer Logiken entwickeln und dabei Zukunft als „feldeigene Logik“ (S. 254) produzieren. Im hier betrachteten Feld, schreibt Kuhn, „ist [Zukunft] eine Gegenwart, die sich nicht an der Zukunft orientiert; in der Aufgaben sich spontan verteilen, in der nicht gehortet, sondern geteilt wird“ (S. 255). Der Aspekt von Zeit, den die Autorin herausarbeitet, bricht mit einigen Prämissen, unter denen auch vorangegangene Beiträge verfasst sind, nämlich dass sich durch eine „simple“ Reorganisation von Prinzipien eine Neudefinition wirtschaftlichen Handelns ergeben kann – durch verändertes Regelwerk, wie bei der GWÖ oder die Übertragung von Verantwortung auf staatli-

che Akteure, die sich um die Verwaltung von Überfluss kümmern sollen. Anstelle dessen tritt in Kuhns Beitrag die Idee von Zeit als Ressource und Gabe; Knappheit existiert auf dem „Utopiefestival“ nicht. Eine ideelle Parallele zu Marshall Sahlins prominenten wirtschaftsanthropologischen Argumenten in „Stone Age Economics“ (1972) kann hier gedacht werden. Die ursprünglichen Wohlstandsgesellschaften, bei Sahlins jagende und sammelnde Gesellschaften, lebten im Überfluss von Zeit und Ressourcen, jedoch waren laut dem Wirtschaftsanthropologen ihre Bedürfnisse begrenzt. Moderne kapitalistische Gesellschaften hingegen drehen dieses Paradigma auf den Kopf und institutionalisieren Knappheit in nie dagewesener Weise (Sahlins, S. 3). Der Topos von Knappheit wird im Sammelband ebenfalls bedient. Die Freiburger Kollegin Sarah May betrachtet die Verhandlung von Knappheit im „spezifischen Kontext Bauen mit Holz“ (S. 136). Knappheit versteht May in Rückgriff auf Niklas Luhmann als etwas, das erst durch „die soziale Wahrnehmung von Beschränkung entsteht“ (S. 127), was sie ethnographisch beobachtet. Sarah May vertritt die Position, dass ein kulturanthropologisches Verstehen der komplexen Alltagswirklichkeiten und Akteur:innenperspektiven helfen könne, „die Debatte um [...] die wirtschaftliche Nutzung von Rohstoffen“ zu entemotionalisieren, und sogar ein kritisches Kommentieren ermögliche (S. 136). Dabei schreibt sie den Wirtschaftswissenschaften zu, „Knappheit als gegebenes Ressourcenproblem“ zu begreifen, und setzt anstelle des Plurals von ökonomischen Wissenschaften, die sich jenseits neoklassischer Theorie bewegen, einen Singular. Im nächsten Gedankenschritt attestiert May der Disziplin der Kulturanthropologie, „auf die Umsetzung und Ausgestaltung dessen“, also der Prämissen der Wirtschaftswissenschaften zu blicken (S. 137). Gerade jedoch ein Fach wie das unsere, das sich um die Aufdeckung kapitalistischer Denk- und Wirkweisen bemüht und somit stets vom Rand arbeitet, sollte sich fragen, für wen „wir“ unsere Wissenschaft machen. Sollten wir die Diskurse „der Mächtigen“ reproduzieren oder historisch sensibilisiert „Wirklichkeit“ beschreiben?

In der Verkettung der Beiträge liest sich der Band wie ein informativer Abriss über Themen rund um „die“ Gemeinwohlökonomie. Während der hier vorgelegte interdisziplinäre Mix, der häufig empirisch unterfüttert ist, unterschiedliche Zugänge zu vielfältigen Akteursgruppen und Perspektiven ermöglicht, was wiederum unterschiedliche Innensichten zulässt, treten tiefere Zusammenhänge hinter der Multiperspektivität und Fragmentierung der Beiträge zurück.

Die Gemeinwohlökonomie wird im Band als etwas präsentiert, das zwar schon in Teilen da ist und verschiedene Praktiken impliziert und Milieus tangiert, jedoch noch lange nicht im „Mainstream“ (S. 54) angekommen ist. Die Forschungsergebnisse kommen daher teils zu eher ernüchternden Ergebnissen und mahnen Handlungsbedarf an. Beispielsweise sei das Transformationspotenzial der GWÖ dadurch limitiert, dass sich „insbesondere [ohnein schon] nachhaltig agierende Unternehmen“ für sie entscheiden (S. 55), Großunternehmen würden selbst „keine treibende

Kraft für gemeinwohlorientiertes Wirtschaften [werden, sondern agierten] tendenziell reaktiv und unter dem Primat ihrer Selbsterhaltung“ (S. 108). Es brauche ein verändertes Regelwerk auf politischer Ebene, um den Ansatz GWÖ zu stärken (S. 54). Die Interviewdaten rund um die Tauschhäuschen „deuten darauf hin, dass es für die Geber*innen [von Ware] das Gewissen erleichter[e], um Platz im Kleiderschrank für Neukäufe zu machen“, was laut einer Greenpeace-Umfrage aus dem Jahr 2015 einer der Hauptgründe fürs Aussortieren war (S. 228).

Gemeinsamkeit der Beiträge ist ihre Fokussierung auf Praktiken. Wenngleich zahlreiche solcher Praktiken aufgefächert werden, wie Regionalentwicklungs- und Nachhaltigkeitsdiskurse auf der Insel Pellworm oder unternehmensinterne „Peer-Verfahren“ im Bilanzierungsprozess (S. 34), wird das gesamte System, nämlich der Kapitalismus, nicht in den Blick genommen. Teils starke Bilder vermitteln die lebensweltzerstörenden Dynamiken globalwirtschaftlich agierender Unternehmen, wie die Sarah Mays Beitrag einleitende Metapher einer „die Erde dreifach umrundenden Reihe von Kippplastern mit der jährlich von der deutschen Bauindustrie verbrauchten Menge an Bausand und -kies“ (S. 116) zeigen soll. Die Beiträge kommen dennoch ohne Bezüge zur Ausbeutung von Ländern des globalen Südens durch diese Praktiken aus (dazu bspw. Forschung von J. Hickel et al.: *Imperialist appropriation in the world economy: Drain from the global South through unequal exchange*, 2022).

Im Kontext ihrer Forschung zitiert Katharina Bruns den „Wissenschaftlichen Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen“: „Wissen und Einsicht allein [...] reichen [nicht aus], um unsere Lebenspraktiken und die Infrastrukturen des Alltags zu verändern. Man weiß, dass das stärkste Moment der Veränderung einer Praxis die Praxis selbst ist“ (S. 54). Gilt das auch für die Praktik des wissenschaftlichen Arbeitens und unser „Kerngeschäft“, das Schreiben?

Die verstorbene Ursula le Guin wusste um die imaginative Kraft der Sprache: Bei einem ihrer letzten öffentlichen Auftritte erinnerte die Autorin daran, dass wir im Kapitalismus leben, dessen Kräfte unausweichlich scheinen, und nach einer kurzen rhetorischen Pause fügte sie hinzu, dass das auch über das göttliche Recht von Königen gesagt wurde („Full Speech: Ursula K. le Guin’s passionate defense of art over profits“, 2019).

Elisa Stowe, München

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/01.24>

Melanie Haller/Traute Helmers/Stefanie Mallon (Hrsg.)

Der Tod und das Ding. Textile Materialitäten im Kontext von Vergänglichkeit. Münster, New York: Waxmann 2020, 406 S. (Kasseler Studien zur Sepulkralkultur, 24). ISBN 978-3-8309-4249-8.

Der vorliegende Sammelband besteht aus dreizehn interdisziplinären Aufsätzen, die in vier Bereiche gruppiert sind. Diese sehr unterschiedlich langen Abschnitte sind nach der Materialität der Objekte strukturiert, also von ihrer konkreten Erfahrbarkeit hin zu abstrahierten metaphysischen Erfahrungen. Im Fokus stehen dabei sowohl die menschliche Vergänglichkeit als auch der ‚Tod‘ von Objekten.

Beginnend beim umfangreichsten Aspekt „Kleidung, Textilien und Vergänglichkeit auf den ‚Bühnen‘ des Alltags“ vermittelt das Buch Wissen zur Rolle von Objekten im Kontext von Tod und Vergänglichkeit. *Helmers* widmet sich hierzu in ihrem ausführlichen Beitrag der Frage, welche Praktiken beim Planen der eigenen Totenkleidung zum Tragen kommen. Aufbauend auf methodischen und theoretischen Herangehensweisen zeigt sie an vier Fallstudien unter den Aspekten Familie, Körper, (Anti-)Mode und Todesbild die Funktion der Totenkleidung als Ausdruck des Selbstbildes.

Noch vor dem Ende des Lebens setzt die Designerin *Göttke-Krogmann* an und wirft einen Blick auf funktionale Textilien, die den körperlichen Verfall im Alter abmildern sollen, sowie auf Vergänglichkeit als Konsumprinzip und Designelement. Einen großen Schritt zurück zur Kindheit macht *Ruda* mit einer Forschung zu Totenkopfsymbolen als langanhaltendem Trend in der Kinder- und Jugendkleidung. Hier untersucht er anhand zahlreicher Objekte anschaulich die Hintergründe des modischen Totensymbols.

Das umgekehrte Konzept der Lebensphasen von Objekten steht im Zentrum des Beitrags von *Heike Derwanz* zum ‚schnellen Tod‘ der Fast Fashion und dem damit verbundenen Aussortieren von Kleidung, das sowohl individuell als auch institutionalisiert in Kleiderkammern und Recycling-Unternehmen stattfindet. Die Autorin vermittelt anhand eigener Feldstudien, welche Unterschiede sich zwischen diesen Arten des Aussortierens zeigen und welche Prozesse und Maßstäbe offenbart werden. Zusammenhänge zwischen textilen Objekten und Vergänglichkeit zeichnen *Mallon* und *Rüß* in ihren Beiträgen. Hierbei hinterfragen sie den Umgang von Menschen mit ihrer Sterblichkeit und prüfen, wie sich dieses Thema auch in den uns umgebenden Dingen manifestiert und als Ausdrucksmittel benutzt wird. *Rüß* zeigt am Beispiel von Musikperformances eindrucksvoll, wie sich die Darstellung des Todes auf der Bühne auf die Erlebniswelt der Musik auswirken kann.

Es folgt im zweiten Bereich die museologische Annäherung anhand der Frage nach textilem Ausstellen, Vermitteln und Bewahren im Zeichen von Vergänglichkeit. Dies untersucht *Sommer* anhand von Kriegsdioramen im Kontext von Todesnähe und

Verletzlichkeitsnarrativen. Hierbei stellt er fest, dass deutsche Museen eine möglichst neutrale, wenig empathisch geleitete Annäherung verfolgen. Die Frage nach der Schaulust und dem Ausstellen einer Moorleiche fokussiert anschließend *Scheele* anhand bisheriger Ausstellungen und deren Neukonzeption mit Blick auch auf die zugehörigen Textilien. Einen Schritt früher setzt *Wiesner* mit ihrer Vorstellung eines Textilfundes an. Sie zeigt, wie eigentlich abgelegte jüdische Ritualgegenstände durch ihre Wiederentdeckung und Nutzung für Forschung und Ausstellungen ein neues Leben erhalten.

Gohl-Völker widmet sich Versehtextilien als rituellen, handgefertigten Objekten im Übergang des Sterbens, zu denen bisher keine wissenschaftlichen Monografien vorliegen. Die Autorin stellt die christlichen Symbole und ihre Bedeutung auf den profanen Objekten vor, deren Bilder und Worte eng mit der religiösen Handlung der Letzten Ölung verbunden sind. Diese Textilien vermitteln so zwischen Glauben und Alltag und geben zugleich Orientierung im Übergang vom Leben zum Tod.

Der dritte Abschnitt widmet sich in zwei Beiträgen dem Spannungsfeld von Kleidung und Vergänglichkeit in Texten. *Oberhänsli-Widmer* untersucht anhand verschiedener Quellen aus rund 3000 Jahren Totenausstattung und Jenseitsvorstellungen. Die hinterlassene Kleidung Verstorbener und deren nachwirkende Anwesenheit analysiert *Hülßenbeck*. Ausgehend von der Bedeutung zwischen Kleidung und Körper fragt sie nach den Strategien von Hinterbliebenen in literarischen Werken, in denen gerade die Kleidung Symbolwert für die Erinnerung an den Toten besitzt. Anhand sozialer Konstruktionen thematisiert sie den Umgang mit Verstorbenern, die mögliche Weiternutzung der Textilien und die abstrakte Präsenz Toter durch ihre Kleidung.

Abschließend bildet der Beitrag von *Haller* zur Liminalität von Moden, Kleidung und Textilien eine letzte, eigenständige Sektion, die die Beiträge des Bandes anhand deren Vergänglichkeitsdimension ordnet. Ausgehend von der Frage nach der Vergänglichkeit von Mode und deren fachgeschichtlicher Bedeutung wendet sich die Autorin dem Spannungsfeld von Ästhetik und Liminalität nach Turner zu. Ziel ist die Verortung des Bandes in der interdisziplinären Kleidungsforschung.

Insgesamt liegt mit diesem Sammelband ein facettenreicher Einblick in das Themenfeld Vergänglichkeit und Textilien vor, der dessen Komplexität deutlich erkennen lässt. Gerade die Kombination aus materieller Forschung mit einem weiteren kulturellen Konzept wie Vergänglichkeit ist eine zukunftsweisende Strategie zur fokussierten Kulturanalyse.

Melanie Burgemeister, Regensburg

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/01.25>

Julia Schulte to Bühne (Hrsg.)

Charly für 'ne Mark. Eine Disco im Museum. Cloppenburg: Stiftung Museumsdorf Cloppenburg 2021, 303 S. (Materialien & Studien zur Alltagsgeschichte und Volkskultur Niedersachsens, 50). ISBN 978-3-938061-46-6.

Dass Freilichtmuseen zunehmend Gebäude der jüngeren Vergangenheit translozieren und Interviews mit Zeitzeug:innen an Bedeutung gewinnen, dürfte sich inzwischen herumgesprochen haben. Das Museumsdorf Cloppenburg verfolgt dabei besonders lebendige Ansätze: 2018 präsentierte es die Sonderausstellung „4 Wände“, zu der auch ein Rundgang durch eine bewohnte Eigenheimsiedlung gehörte – und 2021 eröffnete es die Landdiskothek „Zum Sonnenstein“ aus Harpstedt (Lkr. Oldenburg). Ihre museale Aufgabe ist es, bei voller Ausstattung und Funktionstüchtigkeit dem Publikum „nicht nur ein Stück Musikgeschichte näher zu bringen, sondern in Kombination mit einem ganz neuen Vermittlungskonzept die Jugendkultur der 1980er-Jahre wieder erlebbar zu machen“ (S. 136). Was manchem zunächst als nostalgisches Unterhaltungsprojekt erscheinen mag, spiegelt ein ganz wesentliches Kapitel der Freizeit-, Musik- und Jugendkulturgeschichte der jüngeren Vergangenheit – die im ‚Buch zur Disko‘ quellengesättigt dokumentiert wird.

Das erste Drittel des Buchs bietet Grundlagenforschung: *Werner Straukamp* befasst sich mit dem Diskothekenangebot im nordwestlichen Niedersachsen, genauer: entlang der Bundesstraße 213. Akribisch spürt er mithilfe von Zeitungsartikeln, Annoncen und Zeitzeugenberichten jeder Diskothek und jedem Jugendzentrum nach, deren Kommen und Gehen auch in einer Zeitleiste systematisiert wird. Zeitlich setzt er mit dem Durchbruch der angloamerikanisch geprägten Jugend- und Musikkultur Mitte der 1960er-Jahre ein – überhaupt bildet die internationale Popgeschichte stets die Hintergrundfolie der Entwicklungen in der ländlichen Region. Die Betreiber von Tanzsälen stiegen nun zunehmend von der teuren Live-Musik auf das Abspielen von auch qualitativ zuverlässigeren Schallplatten um. Zugleich entstanden so neue Freiräume für Jugendliche und junge Erwachsene; die Diskotheken avancierten zu identitätsstiftenden Anlaufpunkten für ein je eigenes Klientel – etwa für die Fans ‚progressiver‘ Rockmusik oder jene zeitgenössischer Charts-Sounds. Der gesamte Diskobetrieb erlebte eine Professionalisierung: Discjockeys (DJs) spielten ihre Playlists auf leistungsstarken Musikanlagen zu passender Lichtshow ab, die Räumlichkeiten wurden modisch-kreativ gestaltet, Gastronomie und Veranstaltungen erhöhten den Besuchsreiz. In den Hochzeiten gab es im Untersuchungsgebiet rund 80 Diskotheken, die pro Woche bis zu 150.000 Besucher:innen anzogen. Der Niedergang setzte dann ab 1990 ein: Die Zahl der potenziellen Diskobesucher:innen nahm durch den demografischen Wandel ab; städtische Großraumdiskotheken wurden zur ernsthaften Konkurrenz.

Nach diesem Überblick bilden kürzere Beiträge eine Mikrostudie zum „Sonnenstein“ und seiner Musealisierung. *Eva Geiß* und *Michael Schimek* zeichnen die Geschichte des Gebäudes nach, das bereits 1885 als Schützenhaus und Tanzsaal errichtet und in der Folgezeit mehrfach umgebaut und erweitert wurde. So entstand zunächst schrittweise eine Gastwirtschaft mit Saalbetrieb, die 1959 zum ‚Gesellschaftshaus‘ mit Klubzimmer, Sektbar und regelmäßigem Musikbetrieb transformiert wurde. Ab 1973 übernahmen die von *Bernd Oeljeschläger* porträtierten Klaus und Gunda Sengstake den „Sonnenstein“ als Pächter (später als Eigentümer), um ihn konsequent zur Diskothek – und zu einer regionalen Institution – auszubauen. Dabei halfen nicht nur DJs, sondern auch ein umfassendes Speiseangebot, gelegentliche Live-Konzerte und sogar ein eigenes Taxiunternehmen, das die Gäste sicher nach Hause brachte. Dem Rückgang des Interesses in den 1990er-Jahren begegnete man mit der Ausrichtung auf ein etwas älteres Publikum; 2008 gab das Paar den „Sonnenstein“ auf. 2018 wurde das Gebäude weitgehend in Großteilen – eines davon bildete die komplette Sektbar – ins Museumsdorf Cloppenburg transloziert.

Im ‚Katalogteil‘ des Bandes befassen sich 41 kürzere Texte in großer Breite mit der Event- und Sachkultur im „Sonnenstein“, was ihn beinahe zum Disco-Nachschlagewerk macht. Berichtet wird u. a. von Theken und Sitzgelegenheiten, der technischen (und pragmatischen) Evolution der Sound- und Lichtanlagen, bunten Eintrittsbändchen und -stempeln (sowie den nicht ausbleibenden Betrugsversuchen), Werbestickern (die selbst in Thailand wiedergefunden wurden), dem Getränkeangebot (inklusive der Spezialität „Charly“), den Toiletten (zugleich Umkleiden und Orte gelegentlicher Schlägereien) nebst Kondomautomaten, und sogar von den extravaganten Outfits der Chefin Gunda Sengstake (und mancher Besucherinnen). Auch das Programm wird beleuchtet, das neben DJs und Live-Auftritten auch Gesangswettbewerbe, Schützenfestgesellschaften und selbst kuriose Veranstaltungen wie die Gastspiele von Hypnotisuren und Schlangenbeschwörern umfasste.

Fazit: Der reich illustrierte Band (rund 500 Abbildungen!) mit dem angemessen schrillen Umschlag ist Begleitbuch zum Museumsgebäude, Forschungsbericht, Chronik, Quellensammlung und Diskografie zugleich. Wer sich mit Musik-, Pop- und Jugendkultur sowie mit der Infrastruktur des ländlichen Raums befasst, kommt an ihm kaum vorbei. Er versteht es, ein gründlich kontextualisiertes Bild des Phänomens Landdiskothek zu zeichnen – auch wer seine Blütezeit aktiv miterlebt hat, erhält neue Einblicke, Zusammenhänge und ‚Aha-Erlebnisse‘. Und, bei aller Sachlichkeit, am Ende doch auch nostalgische Gefühle, die sich bei Zeitzeug:innen unweigerlich einstellen werden.

Markus Rodenberg, Bad Windsheim

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/01.26>

**Brücke-Museum/Stiftung Deutsches Technikmuseum Berlin/Stiftung
Stadtmuseum Berlin/Daniela Bystron/Anne Fäser (Hrsg.)**

Das Museum dekolonisieren? Kolonialität und museale Praxis in Berlin. Bielefeld:
Transcript 2022, 240 S. ISBN 978-3-8376-6427-0.

Nicht nur ethnologische Museen setzen sich seit der „Krise der Repräsentation“ (James Clifford) verstärkt mit ihrer kolonialen Vergangenheit auseinander. Auch Kunst- und kulturhistorische Museen hinterfragen eurozentrische Machtstrukturen in ihren Ausstellungen und ihre von Hierarchien durchzogenen Sammlungen. Kolonialität prägt die Institution selbst wie auch die museale Praxis. Viele Museen haben die Notwendigkeit der aktiven Aufarbeitung erkannt, scheitern aber schnell an den institutionell gewachsenen Strukturen: Zum einen befassen sich oft nur zeitlich befristete Projekte mit dem Thema, zum anderen ist die interne Perspektive nach wie vor von einer *weißen* Mehrheitsgesellschaft geprägt. Wie kann so ein Prozess also gelingen? Wie müssen Strukturen reflektiert und Machtverhältnisse aufgebrochen werden?

Diesen Fragen widmeten sich drei unterschiedliche Berliner Landesmuseen zwischen 2020 und 2022 gemeinsam mit dem Projektverbund „Dekoloniale Erinnerungskultur in der Stadt“ in explorativen Pilotprojekten: das Brücke-Museum, das Deutsche Technikmuseum und das Stadtmuseum Berlin. Das Ziel der drei Projekte war es, die kolonialen Kontexte der jeweiligen Museumsgeschichte und ihren Einfluss auf die gegenwärtige Museumspraxis zu eruieren. Ihre Erfahrungen haben sie 2022 in dem hier besprochenen Band versammelt. Externe Expert*innen und Aktivist*innen bringen Wissen, Sichtweisen und Erfahrungen ein, die den Institutionen in ihrem Arbeitsalltag fehlen. Die 13 zum Teil sehr unterschiedlichen Beiträge sind in sieben Themenschwerpunkte unterteilt: Haltung und Verantwortung, Kolonialismus und koloniale Kontinuitäten, Inreach, Wissen/Kanon/Sprache, Sammlung, Städtische Erinnerungskultur und Perspektivwechsel. Zusätzlich blicken die drei Museen auf ihre Projekte zurück. Die einzelnen Aufsätze enthalten zwar durchweg interessante Erfahrungsberichte, bleiben aber größtenteils konkrete Hinweise auf die praktische Umsetzung schuldig. Trotzdem spannen sie Perspektiven auf, die ein Gewinn für die museale Praxis sein und Mitarbeitende für vielfältige koloniale Kontexte sensibilisieren können.

Im Beitrag „Ich fände es schön, wenn sich Museen verletzlich zeigen!“ spricht *Hedda Ofoole Knoll* (Expertin und Trainerin für Anti-Diskriminierung und Intersektionalität) mit Mariane Pöschel (Stiftung Stadtmuseum Berlin) über konkrete Hinweise für eine diskriminierungssensible und kritische Kulturarbeit. Knoll erzählt von ihren Erfahrungen des Willkommen-geheißens-Werdens im Museum, von neuen Zugängen für marginalisierte Gruppen, Content-Warnungen in Ausstellungen und der Erleichterung, Macht abzugeben. Zum Schluss betont sie die Wichtigkeit der Öffnung von Museen als Orte für alle: „Gerade die Chance öffentlicher Orte sollte aber doch die

Begegnung und die Möglichkeit des Austausches sein. Wenn wir das schaffen, haben wir schon viel erreicht“ (S. 71).

Josephine Ansa *Valerie Deutesfeld* nimmt die Lesenden in ihrem Beitrag „Location Unknown“ mit auf eine inspirierende Reise des Fragenstellens: „Wie Ihnen als lesende Person vielleicht aufgefallen ist, stelle ich vermehrt Fragen. Dies liegt in der Annahme begründet, dass durch Fragen ein In-Frage-Stellen veräußert wird, das nach Erkenntnis sucht und das Bedürfnis nach einem Prozess des Lernens ausdrückt“ (S. 150). Dieser Lernprozess stellt sich während der Lektüre der intimen Innensicht der Beraterin ein, die diese nach einem Besuch der Ausstellung „Whose Expression? Die Künstler der Brücke im kolonialen Kontext“ mit den Lesenden teilt, um zu zeigen, „was derzeitige Zustände von musealer Darstellung kolonialer Kunst bei nicht-weißen Besuchenden auslösen können“ (S. 153).

Insgesamt entpuppt sich der Perspektivwechsel – auch durch die Illustrationen von *Patricia Vester* – als Stärke dieses Bandes, der ebenso wie die zahlreichen niedergeschriebenen Gespräche den Dialog über den Text hinaus anstoßen kann. Grundlage dieses Dialoges ist der Umstand, dass es die drei Berliner Museen geschafft haben, trotz aller Unterschiedlichkeit ähnliche Erfahrungen, Konfliktlinien und Fragestellungen zu identifizieren. Und so kann dieses Buch – auch wenn die expliziten praktischen Hinweise rar sind – ein Anstoß für weitere Museen sein, ihre gewachsenen Strukturen immer und immer wieder zu hinterfragen. Denn die Auseinandersetzung mit dem Thema Kolonialismus in Museen benötigt, so das Redaktionsteam, „einen langen Atem, Kontinuität, Zeit und Veränderungen von Strukturen. Es ist noch ein langer Weg, der sich lohnt und in aller Konsequenz besritten werden muss!“ (S. 15).

Tim Schaffarczik, Tübingen

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/01.27>

Thomas Kühn (Hrsg.)

Dinge. Bilder. Menschen. Beiträge zur Volkskunde, Geschichte und Museumsarbeit in Hagenow, Mecklenburg und darüber hinaus. Festschrift für Henry Gawlick zum 65. Geburtstag. Wismar: Callidus. Verlag wissenschaftlicher Publikationen 2023, 272 S. ISBN 978-3-949534-08-9.

Der Rückentext verkündet die Vielfalt dieses Bandes, der einem „Vollblutvolkskundler“ gewidmet ist. Henry Gawlick ist im gegenständlichen Bereich der Volkskultur ebenso bewandert wie in ihrer plattdeutschen Mundart, eingeschlossen die mecklenburgische Regionalgeschichte. Damit war den 17 Autorinnen und Autoren ein weiter Spielraum gegeben. Herausgeber Thomas Kühn ist wissenschaftlicher Mitarbeiter im Museum für Alltagskultur der Griesen Gegend und Alte Synagoge Hagenow.

Heike Krause und *Paul Mitchell* liefern baugeschichtliche Aspekte der Hagenower Stadtkirche (S. 15–34). Der Repräsentationsbau entspricht nicht ganz dem Forschungsgebiet des Jubilars, der eher in der Bauernhausforschung versiert ist, doch die mittelalterlichen Rudimente des mehrfach überformten Sakralbaus bieten wichtige Informationen auch für den Lokalhistoriker. *Stefan Reißig* bleibt mit dem Hagenower Orgelbauer Johann Heinrich Runge dem Thema verbunden (S. 35–57). Hier hat der Jubilar an der Ermittlung und Bestandserfassung der Überlieferung mitgewirkt. Ein Hinweis auf das neuorthodoxe Kirchenregiment des Oberkirchenrats unter Theodor Kliefoth wäre hilfreich gewesen, weil er die Förderung des romantischen Orgelbaus erklärt.

Ralf Gehler ist Kenner musikalischer Volkskunst in Mecklenburg (S. 59–76). Er zeigt mit Detailkenntnis die Mischung aus musikalischem Interesse der Bevölkerung, Anforderungen an die Musikanten und deren entbehrungsreiches Leben. Ein Berufskollege von Gawlik ist *Olaf Both* aus dem Schönberger Volkskundemuseum (S. 77–88). Im „Dorfsbuch für die Gemeinde Wölschendorf, Volkenshagen dom. Amts Rehna“ fand er eine Quelle zum Umgang mit „den Armen“ im 19. Jahrhundert. Doch das Buch zeigt auch die Möglichkeiten dieser Menschen auf, sich zur Wehr zu setzen. „Mudder Höpsch“ wandelte sich beispielsweise von einer Geächteten zu einem Original, das sogar dem Großherzog vorgestellt wurde. Es ist der Spagat zwischen Fürsorgepflicht und einer Art „Dienst nach Vorschrift“.

Den Bereich „menschliche[r] Niederungen“ hat *Florian Ostrop* von der Stiftung Mecklenburg gewählt (S. 89–99). Der Fall liegt in seinen Anfängen etwa 100 Jahre zurück. Es ist die beklemmende Geschichte eines Mannes, der erotische Fantasien als Hochstapler an minderjährigen Mädchen auszuleben sucht. Sie endet mit dem Sohn des Sexualstraftäters, der Arzt werden konnte und seinen hippokratischen Eid in Auschwitz im Dienst der SS brach.

Der Herausgeber selbst beschreibt, wie es den Weltenbummler und Fotografen Anton Weil nach Hagenow verschlug, wo er eine kleine Stadt mit „überschaubarer Konkurrenz“ vorfand (S. 101–120). Der Beitrag zeigt interessante Einblicke in das Geschäftsgebaren einer Kleinstadt um 1900.

Menno Dirks wendet sich einem anderen modernen Gewerbe der Zeit um 1900 zu (S. 121–132). Die Konzentration auf den Handel lässt leider keinen Raum dafür, dass das Fahrrad zur Emanzipation der Frauen um 1900 beitrug. Seine Ausführungen zum Fahrradhandel ziehen sich als Längsschnitt bis in die DDR. Das Autorenregister verrät, dass *Edwin Vorrath* und *Peter Schmedemann* zu den Gründern der Arbeitsgruppe Eisenbahngeschichte von 2002 gehören und das Ehrenamt im Museum vertreten (S. 133–145). Ihnen ist mit der „Lehrausbildung“ ein Schwenk in die Volkskunde gelungen. Die Einschätzung dieser ehrenamtlichen Arbeit liefert am Ende des Beitrags Thomas Kühn als Mitautor.

Andrea Kaufmann wendet sich dem Comic bzw. der Graphic Novel zu und kann mit einem Hagenow-Bezug aufwarten. Schließlich liefert sie eigene Comicbilder zur

Museumsarbeit mit dem sammelnden Eichhörnchen – Respekt. *Wolfgang Brückner*, einer der wichtigen wissenschaftlichen Vordenker der Volkskunde in Deutschland, rennt mit seiner Frage: „Was sucht Religion im Museum?“ offene Türen ein (S. 161–172). Eher ist zu fragen, ob Museen auf Religion verzichten können. Doch er thematisiert die Geschichte der musealen Darstellung religiöser Kontexte als Ausdruck philosophischer Zeitströmungen.

Einen Blick auf religiöse Massenprodukte liefert *Erdmute Nieke* (S. 173–189). Ihr Kontakt zu Gawlick ist über die Neuruppiner Bilderbogen und die jüdische Geschichte in der Hagenower Synagoge in doppelter Hinsicht gegeben. Ein religiöses Thema für Juden ist im 19. Jahrhundert beispielsweise ein Markt, der in Neuruppin erkannt wurde. Die Autorin beschreibt sehr anschaulich etliche Beispiele aus der Neuruppiner Werkstatt. Daran schließt sich das christliche „Kleine Andachtsbild“ an (S. 191–217). *Konrad Vanja*, einer der profiliertesten Volkskundler in Museumsdiensten, führt damit die Forschungen von Adolf Spamer weiter. Die „Frömmigkeitskultur“ des industriellen Zeitalters systematisiert und analysiert Vanja in einzelnen Sammlungen und leitet mit den „Toten- und Sterbebildchen“ in die Gegenwart.

Darstellungen zu Behältern aus Kiefernurzeln des Sammlers und Autodidakten *Wolfgang Beelitz* aus dem Fläming (S. 219–228) und geflochtene Sitzflächen im Elbe-Weser-Dreieck von *Wolfgang Dörfler*, auch einem ehrenamtlich tätigen und wissenschaftlich anerkannten Publizisten, führen ebenfalls in die Gegenwart (S. 229–244). Beide Beiträge zur Sachkultur haben einen umfangreichen Abbildungsteil. *Kuno Karls* lieferte Fotos, die aus dem beruflichen Leben seines Freundes Henry Gawlick erzählen (S. 245–260). Leider sind Register offenbar aus der Mode gekommen. Sie hätten diesem sehr guten (auch sehr gut redigierten) Jubelband hervorragend zu Gesicht gestanden.

Wolf Karge, Schwerin

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/01.28>

Monika Kania-Schütz (Hrsg.)

Die Deutsche Alpenstraße. Deutschlands älteste Ferienroute. München: Volk Verlag 2021, 288 S. ISBN 978-3-86222-397-8.

Ein Land fahrend entdecken: Das ist in Deutschland auf 145 Themen- und Ferienstraßen möglich, so viele wie nirgends sonst auf der Welt. Das Freilichtmuseum Grentleiten hat sich der ältesten Ferienstraße gewidmet: Der Deutschen Alpenstraße. Anlass gab eine Gasolin-Tankstelle, die ab 1955/56 an der Deutschen Alpenstraße stand und mittlerweile als bisher jüngstes Architektur-Exponat im Freilichtmuseum zu sehen ist.

In 14 Beiträgen liefert die Publikation nicht nur Einblicke in die Entstehung der Deutschen Alpenstraße, sondern spannt darüber hinaus den Bogen zu Themen rund um Tourismus, Mobilität, Architektur und Straßenbau, Freizeitkultur sowie regionale Klischees. Durch die kompakten Beiträge und das ansprechende Bildmaterial richtet sich die Publikation als Museumskatalog klar an eine breite Öffentlichkeit. Dennoch sind die Beiträge stets inhaltsreich, wodurch der Katalog auch für ein Fachpublikum von Interesse bleibt. Insgesamt liegt der zeitliche Fokus auf den Anfängen der Deutschen Alpenstraße in den 1930er-Jahren sowie auf den Jahren des sogenannten Wirtschaftswunders.

Angesichts der Tatsache, dass die oben genannte Tankstelle nun ins Museum gewandert ist, stellt sich jedoch die Frage nach der Zukunft der Deutschen Alpenstraße. Kurze Überlegungen stellt beispielsweise *Brigitte Hainzer* zur Vermarktung vor dem Hintergrund des Klimawandels an. Ein ausführlicher Blick in die Gegenwart oder nahe Zukunft wäre eine stimmige Ergänzung zur kulturgeschichtlichen Perspektive gewesen. Auch da dies die Möglichkeit geboten hätte, mit potenziell aufkommenden nostalgischen Gefühlen zu brechen, die nicht zuletzt auch durch das Bildmaterial hervorgerufen werden. Dennoch handelt es sich um eine gelungene Museumspublikation, deren hohe Themendichte unterstreicht, wie lohnend es für Freilicht- und Regionalmuseen sein kann, Themen abseits des klassisch-agrarwirtschaftlichen Bereichs aufzugreifen.

Für Interessierte folgt eine knappe Übersicht der Aufsätze, auch wenn eine derart kurze Zusammenfassung nicht den tiefgehenden Beiträgen und deren Autor*innen gerecht werden kann. Der Untersuchungszeitraum der Publikation beginnt bereits 1858 mit einem Aufsatz von *Monika Kania-Schütz*, die sehr ausführlich die Reise von König Maximilian II. vom Boden- bis zum Königssee beschreibt. Sie beobachtet Parallelen zwischen dieser und späteren Reisen, bei denen es nicht darum ging, von A nach B zu kommen, sondern die Reisen an sich ein Erlebnis darstellten. Auch *Thomas Zeller* beleuchtet die Zeit vor dem Bau, wobei er landschaftsorientierte Straßen für Automobile in Europa und Nordamerika in den Blick nimmt, die als Vorbilder herangezogen wurden. Auch wenn die Idee der Deutschen Alpenstraße früher entstand, fallen relevante Planungs- und Bauphasen in die Zeit des Nationalsozialismus. Die Deutsche Alpenstraße wurde zum NS-Prestigeprojekt. Die Aushandlungen zwischen ästhetischen und ideologischen Ansprüchen, praktischer Umsetzung sowie internen Konflikten und medialer Propaganda beleuchtet *Christian Packheiser*. *Bernd Kreuzer* widmet sich in seinem Beitrag u. a. ebenfalls dieser Zeit und zeigt die politische Vereinnahmung der Straße durch die Nationalsozialisten auf. Ebenso thematisiert er das gegenseitige Bedingen von Tourismus, Straßenbau und Automobilität.

Das Thema Tourismus, insbesondere das Aufkommen des Tourismus nach dem Zweiten Weltkrieg, zieht sich als roter Faden durch die Publikation. So beleuchtet

Burkhard Lauterbach den aufkommenden Automobiltourismus in Zeiten des sogenannten Wirtschaftswunders. Mit der gleichen Periode beschäftigt sich *Alexander Schütz*, indem er auf die Unterbringungen und Verpflegungsformen an der Deutschen Alpenstraße blickt. Im Zusammenhang mit Tourismus stehen auch die Beiträge von *Brigitte Hainzer* und *Stephan Bachter*. Sie beschäftigen sich mit der Vermarktung der Ferienstraße seit den 1990ern. Bachter geht dabei vor allem auf die eher spärlich vorhandenen Souvenirs der Alpenstraße ein, indem er einen Bezug zur Frömmigkeitskultur herstellt. In beiden Aufsätzen spielen regionale Klischees eine Rolle. Ein Thema, welches auch *Jan Borgmann* in seinem Beitrag über die stereotype Vermarktung bayerischer Lebensarten aufgreift, wobei er eine Kontinuität der Bildwelten von den 1930er-Jahren bis in die Gegenwart herausstellt. In Hinblick auf den Anlass für die Publikation wundert es nicht, dass sich vier Beiträge den Themen „Tanken“ und „Automobil“ widmen. So beschäftigt sich beispielsweise *Simon Kotter* mit der historischen Entwicklung der Alpenrennen, insbesondere des Kesselbergrennens. *Claudia Richartz* widmet sich explizit der Gasolin-Tankstelle und dem ehemaligen Standort in Brem. *Georg Waldemer* beleuchtet die Entwicklung der Tankstelle in Bezug auf Architektur und Funktion. Den Abschluss bildet der Beitrag von *David Immerz*, in dem er 20 (ehemalige) Tankstellen strukturiert, dokumentiert und mit eindrücklichem Bildmaterial untermauert.

Verena Plath, Stainach-Pürgg

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/01.29>

Ariane Karbe

Museum Exhibitions and Suspense. The Use of Screenwriting Techniques in Curatorial Practice. London, New York: Routledge 2022, 190 S. ISBN 978-0-367720-43-8.

Ausstellungen dienen hauptsächlich der Wissensvermittlung und der Unterhaltung. Ariane Karbe analysiert in „Museum Exhibitions and Suspense“, ob sich filmische Spannungsmethoden in die Ausstellungsarbeit übertragen und sich somit die Ausstellungen spannender gestalten lassen. Aus klassischen Hollywood-Filmen arbeitet sie die dramaturgischen Mittel heraus, welche Spannung (suspense) erzeugen, und prüft, wie sie sich auf Ausstellungen projizieren lassen. Damit sollen Kurator*innen Methoden an die Hand bekommen, um Spannung in Ausstellungen herzustellen. Karbe ist Drehbuchautorin und freie Kuratorin und nutzt in diesem Buch die Erfahrung aus beiden Professionen, um die Ähnlichkeiten von Filmen und Ausstellungen aufzuzeigen.

Karbe untersucht, wie sich Mittel und Methoden aus der Filmkunst in Ausstellungen übertragen lassen, um sie für die Besucher*innen interessanter zu machen.

Dafür beschreibt sie, wie Spannung wirkt, und bedient sich dabei der Literatur zu klassischen Hollywood-Filmen. Die Untersuchung von drei Ausstellungen zeigt, wie darin Spannung erzeugt wurde, und studiert, ob die Mittel dazu den filmischen Methoden ähneln. Karbe analysiert drei Filme und drei Ausstellungen durch Sequenzprotokolle, um die Narrative in Szenen und Abschnitten aufzubrechen, dabei die eigenen Reaktionen aufzuzeichnen und Methoden zur Spannungsgenese herauszuarbeiten.

Mit einem Gedankenexperiment will Karbe aufzeigen, wie sich der Spannungsbogen durch eine Ausstellung durch die bewusste Anwendung von filmischen Stilmitteln verbessern lassen könnte. Sie kommt zum Schluss, dass dramatische Methoden aufgrund der epischen Natur von Ausstellungen nur unzureichend anwendbar sind. Deshalb unterscheidet Karbe zwischen einer „wilden“ und einer „milden“ Spannung: Während die wilde Spannung durch eine starke emotionale Bindung zur Geschichte zustande komme, sei die milde Spannung ein schwaches, diffuses Bedürfnis danach, zu sehen, wie die Geschichte weitergeht. Da Ausstellungen laut Karbe einen epischen, d. h. fragmentarischen, nicht-linearen Charakter haben, sind Methoden, die eine milde Spannung hervorrufen, dafür besser geeignet.

Karbe spricht davon, dass Spannung das Engagement des Publikums erhöht, und versucht deshalb, einige Methoden für die Spannungsentwicklung bei Ausstellungen auszuarbeiten. Karbe wählt als eine Herangehensweise die Introspektion ihrer eigenen Reaktionen, die auftauchen, während sie sich „wie eine ‚normale‘ Besucherin“ (S. 21) durch die ausgewählten Ausstellungen bewegt. Dabei orientiert sie sich an der vorhergehenden detaillierten Beschreibung der Methoden, anhand derer klassische Hollywood-Filme Spannung aufbauen. Damit gelingt es ihr, ihre Reaktionen und Gefühle beim Ausstellungsbesuch genauestens zu beobachten, zu protokollieren und zu kategorisieren. Das erlaubt ihr, ein gutes Verständnis dafür aufzubauen, welche Form von Spannung der Besuch von Ausstellungen hervorruft.

Sie selbst gibt zu bedenken, dass sich Ausstellungen und klassische Hollywood-Filme zu sehr unterscheiden, um direkt Methoden von einem zum anderen zu übertragen. Deshalb macht Karbe in Kapitel acht die entscheidende Unterscheidung zwischen epischen und dramatischen Herangehensweisen. Sie folgert daraus, dass epische Mittel zu einer sogenannten milden Spannung („mild suspense“) führen. Diese sei im Gegensatz zu der emotionalen, zielorientierten wilden Spannung („wild suspense“) besser für Ausstellungen geeignet, da sie eine leichte Neugier hervorruft, ein vages Interesse dafür, wie es weitergeht.

Ich war überrascht, dass Karbe bei ihrer Arbeit darauf verzichtete, ihre Schlussfolgerungen durch eine Besucher*innenumfrage empirisch zu unterstützen. Das Mitbeziehen anderer Perspektiven, einer Analyse von Erwartungen, Reaktionen und Bewertungen anderer Ausstellungsbesucher*innen hätte mich im Rahmen des Themas sehr interessiert. Um ihre Schlussfolgerungen zu untermauern, stellt sie kurz

drei ihrer eigenen Ausstellungen vor, um aufzuzeigen, wie Methoden zum Schreiben von Drehbüchern in die kuratorische Praxis aufgenommen werden können. Sie beschreibt eine Audiotour durch die Dauerausstellung der Villa Freischütz/Meran, die Konzipierung von Filmstationen eines Teils der Dauerausstellung des LVR-Industriemuseums in Oberhausen und einen Umbau der Dauerausstellung im Museum der Trostfrauen in Berlin. Karge stellt knapp dar, wie und wo sie die bereits herausgearbeiteten Mittel angewendet hat, um milde Spannung zu erzeugen. Hier hätte ich mir eine ausführlichere Beschreibung gewünscht, da mich als Kuratorin gerade die praktische Anwendung der Methoden sehr interessiert.

In ihrem Buch erklärt Karbe verständlich, wie Spannung wirkt und mit welchen Mitteln sie aufgebaut werden kann. Außerdem liefert sie eine gute Methode, wie Ausstellungen durch ein Reaktionsprotokoll während des Besuchs analysiert werden können. Das Buch zeigt auf, wie Ausstellungen durch die Augen der Filmwissenschaft betrachtet werden können und dadurch an Perspektive gewinnen.

Julia Marzoner, Hanau

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/01.30>